Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen

Band: 52 (1912)

Artikel: Arnold Halder (1812-1888) : ein Erinnerungsblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtsjahres

Autor: Jenny, Gustav

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-946490

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ARNOLD HALDER

(1812—1888)

EIN ERINNERUNGSBLATT ZUR HUNDERTSTEN WIEDERKEHR SEINES GEBURTSJAHRES

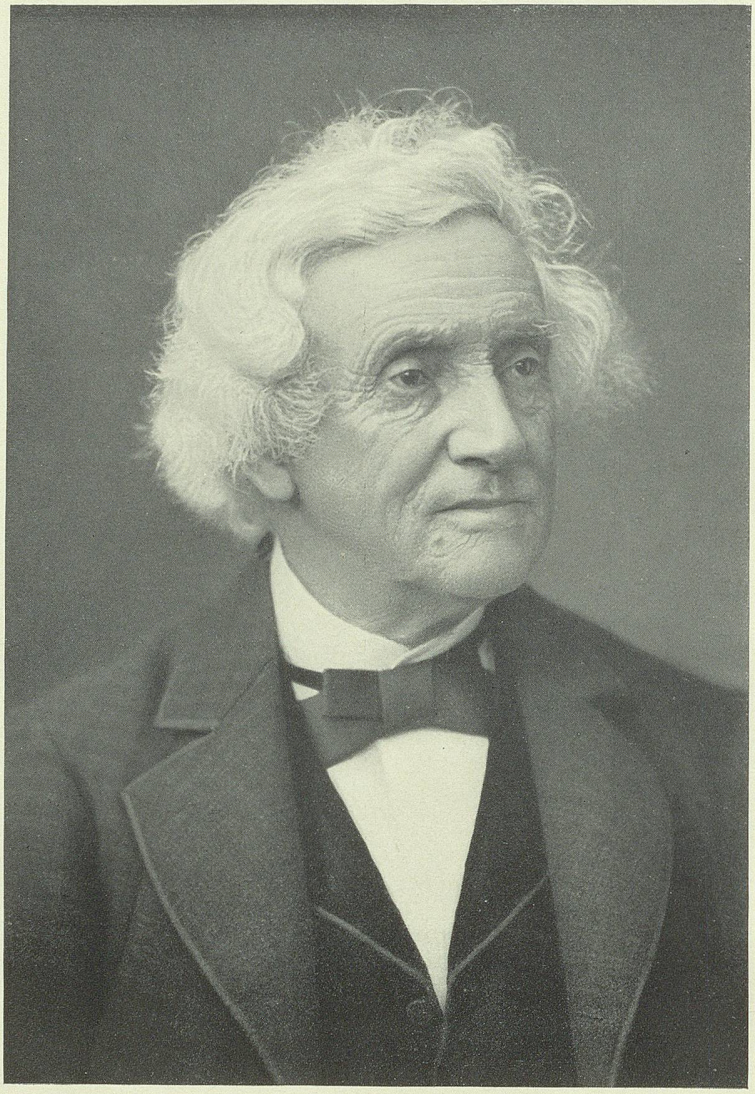
VON DR. GUSTAV JENNY

HERAUSGEGEBEN VOM

HISTORISCHEN VEREIN DES KANTONS ST. GALLEN

MIT ZEICHNUNGEN VON S. SCHLATTER

ST. GALLEN
DRUCK DER BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE.
1912



Phot. Gebr. Taeschler

Buchdruckerei Zollikofer & Cie.

Arnold Halder

ARNOLD HALDER

(1812—1888)

EIN ERINNERUNGSBLATT ZUR HUNDERTSTEN
WIEDERKEHR SEINES GEBURTSJAHRES

VON DR. GUSTAV JENNY

HERAUSGEGEBEN VOM
HISTORISCHEN VEREIN DES KANTONS ST. GALLEN

MIT ZEICHNUNGEN VON S. SCHLATTER

ST. GALLEN
DRUCK DER BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE.
1912

STADTBIBLIOTHEK ST. GALLEN · VADIANA ·

O wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein,
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

Hölty: „Aufmunterung zur Freude“.

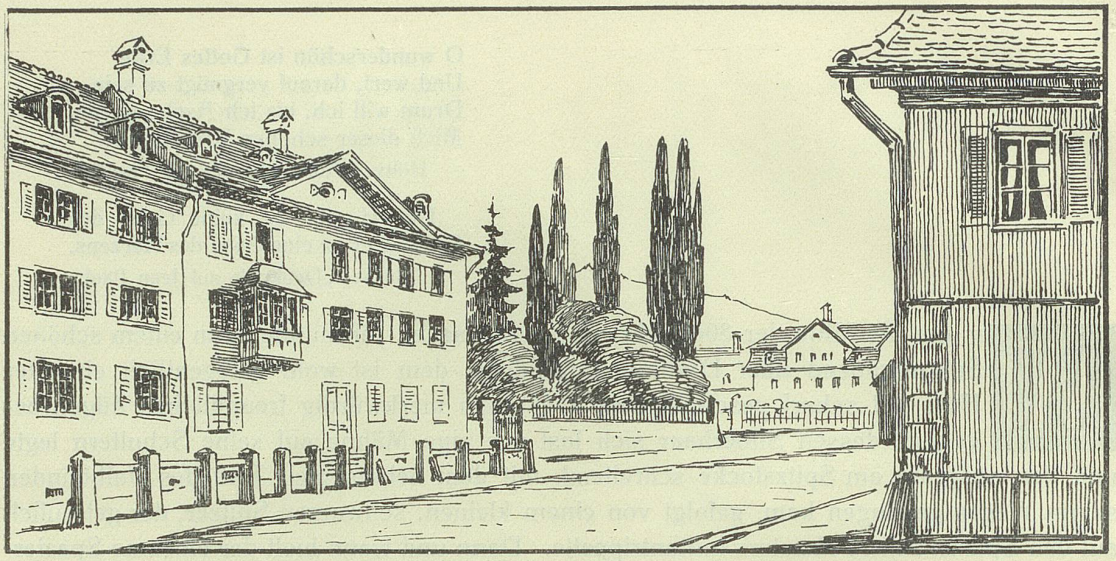
Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens.

Börne: „Denkrede auf Jean Paul“.

Wer um die Mitte der 80er Jahre des verflossenen Jahrhunderts an einem schönen Sommerabend über Dreilinden wandelte, dem ist wohl gelegentlich ein alter Herr mit scharf geschnittenen, aber doch merkwürdig freundlichen Zügen begegnet, dessen Silberhaar sich fast wie eine Mähne auf seine Schultern legte und der, sorgsam am Spitzstocke schreitend, mit dem behutsamen Tritt des Halbblinden seines Weges gegangen kam, gefolgt von einem kleinen, schwarzen Spitzer, der getreulich auf den Spuren seines Meisters hintantrippelte. Dann und wann hielt der einsame Spaziergänger den langsamen Gang an, und sein Antlitz wandte sich wie beschauend der Stadt zu, die im Werktagsrauche und dem mählich verhallenden Alltagsgetöse friedlich zu seinen Füßen lag. Ich hab ihn so manches Mal da oben gesehen und ihm auch wohl nachgeschaut, wenn er seinen Weg sorgsam fortsetzte und langsam in das über den westlichen Hängen des Tannenberges verdämmernde Abendrot hineinschritt. Der Alte war Arnold Halder.

Auf den folgenden Blättern soll der Versuch gemacht werden, das Leben unseres Lokalpoeten und sein bescheidenes Schaffen mit wenigen Zügen festzuhalten, ehe die alles verschlingende Zeit auch über ihn und sein kleines Wirken hinweggeschritten ist und ihn aus dem Bewußtsein der Nachkommenden getilgt haben wird. Es ist sowieso wenig über ihn erhalten geblieben; denn wie er es selbst nicht liebte, über sein vergangenes Leben zu reden, so hat er es auch sorgsam unterlassen, irgendwelche Aufzeichnungen anzulegen, die den Spätergebornen ein Hinweis hätten sein können. Aus dem Munde derer, die ihn noch gekannt, mußte alles zusammengetragen werden; aber auch da hat oft genug die Erinnerung versagt oder ist durch Nebensächlichkeiten auf falsche Spur geleitet worden, so daß es Mühe hält, sich ein richtiges Bild des nun schon lange Verstorbenen zu machen. Ich möchte versuchen, aus all den kleinen Bausteinchen, die mir in freundlichster Weise von so manchem seiner Bekannten und Verehrer zur Verfügung gestellt worden, mosaikartig das Porträt Halders wieder zusammenzusetzen, um so die st. gallische Lokalgeschichte um das Bild eines, wenn auch nicht bedeutenden, so doch liebenswürdigen Menschen zu bereichern, der es verdient, daß sein Name nicht ganz der Vergessenheit anheimfalle.[1])

[1]) An erster Stelle habe ich Frau Bundesrichter Dr. Jäger in Lausanne, der Enkelin des Dichters, den herzlichsten Dank auszusprechen, indem sie mir nicht nur in zuvorkommendster Weise den ganzen Nachlaß ihres Großvaters zur Verfügung gestellt, sondern mich unermüdlich durch Rat und Tat unterstützt hat. Ohne ihre Mithilfe wäre die kleine Arbeit nicht zustande gekommen. Den Nachfolgenden bin ich für schriftliche Mitteilungen ebenfalls zu Danke verpflichtet: Frau A. Guggenbühl-Kürsteiner, Frau M. Laager-Nef und Frl. E. Zollikofer in St. Gallen, Frl. J. Sidler in Winterthur; den Herren J. Mühlestein, der mir das ganze Frohsinnarchiv geöffnet, Vorsteher J. Brassel, Schulratsaktuar J. Kuoni in St. Gallen, A. Fäßler in Appenzell und Sekundarlehrer G. Wymann in Interlaken. All den vielen aber, die durch mündliche kleinere Mitteilungen die Arbeit gefördert haben, sei hier gebührend gedankt.



„Zur Heimat“, Geburtshaus Arnold Halders in der St. Leonhardstrasse.

I. JUGEND UND FREMDE.

Das Geschlecht der Halder stammt aus der alten algäuischen Reichsstadt Wangen. Diese war, wie ein großer Teil jener über dem Bodensee gelegenen Landschaften, lange Jahre st. gallisches Klostergut gewesen, hatte im Laufe der Zeit mehr und mehr das äbtische Joch zu lockern und sich zuletzt ganz vom Kloster zu lösen verstanden. Mit der Stadt St. Gallen selbst pflegte sie freundnachbarlichen Verkehr, der wohl um so stärker sein mochte, als sie dasselbe Hauptgewerbe wie St. Gallen übte, auch selber am Leinwandhandel St. Gallens Verdienst gewann, gingen doch die großen Straßen der st. gallischen Leinwandfuhren nach Augsburg und Nürnberg über Wangen. Gelegenheit genug, daß dann und wann einmal ein Wangenerbürger, dem die Heimat zu enge geworden, sich über dem See in der alten Gallusstadt angesiedelt haben mag. Schon früh tritt das Geschlecht der Halder zu St. Gallen in nähere Beziehung, als um 1423 ein Claus Halder einen Teil der in der niedern Gerichtsbarkeit der Stadt Lindau gelegenen Burg Mollenberg, die zugleich äbtisches Lehen und Burgsäß war, gekauft und so Dienstmann des Stiftes geworden ist. Zwar wurde schon im folgenden Jahrhundert dieses Besitztum wieder veräußert, und erst um 1571 finden wir einen Hans Halder, seines Zeichens Sägemeister, als Bürger der Stadt genannt.

Und wie er, so sind nun auch all die folgenden Halder im nächsten Jahrhundert biedere Handwerker gewesen, die als Schlosser und Schmiede, als Schuster und Schneider, als Müller und Bäcker ihr ehrsam Gewerbe trieben. Dann und wann taucht im Geschlechterregister auch ein Halder als Torwächter oder rufender Wächter auf, oder betreibt das sicherlich lukrative Gewerbe eines städtischen „Gassenfürbers“, wie es in den Annalen

heißt. Ein Zweig der Familie blieb durch sieben Generationen hindurch dem Schleiferberufe treu. Im 18. Jahrhundert rücken ihre Vertreter in der sozialen Leiter nach oben; schon erscheint da und dort ein Halder als Offizier oder wird in der Stadtverwaltung als Ratsmitglied genannt. Gegen Ende des Jahrhunderts treten sie in die Kaufmannsgilde ein, und dazu gehört nun auch der um 1783 geborne Daniel Halder, der vierte von den fünf Söhnen des Fabrikanten Kaspar Halder, der als Kaufmann und Wechselsensal eine angesehene Stelle in der Stadt einnahm, auch im öffentlichen Leben eine bemerkenswerte Rolle gespielt und das Vertrauen seiner Mitbürger genossen haben muß, so daß sie ihn in den Verwaltungsrat beriefen, welche Würde er aber in Anbetracht anderweitiger Arbeitslast ausgeschlagen. Er ist der Vater Arnold Halders. 1811 hatte er sich mit Elisabeth Gando von Genf vermählt; ein Jahr darauf wurde ihm am 30. November sein einziger Sohn Arnold geboren.

Am letzten November im Zwölfer Jahr
Als der Geist des Eilferweins jährig war,
So recht in tollster Jugendkraft,
Da hat mich die Wehfrau zur Welt geschafft.
Wie sog ich ihn ein! Wie schlürft ich mit Lust
Den Göttertrank schon durch der Mutter Brust.
Das bißchen Humor, das da stecket in mir,
O Eilfer, wem dank ich es anders als dir?

Wenn man sich seit Goethe gewohnt worden ist, die Eltern eines Dichters gegen einander abzuwägen und zu fragen, was jedes von ihnen an besondern Gaben dem Kleinen in die Wiege gelegt, so dürfte es hier schwer halten, zu beweisen, welches von beiden ihm seinen herzerquickenden Humor mitgegeben, der ihm ein lieber Weggefährte gewesen und ihn auch in trüben Stunden den Kopf stets oben behalten ließ. Wir wissen zu wenig von Halders Eltern, nur das eine, daß das einzige Kind — denn eine 6 Jahre später geborne Tochter Marie starb schon am Weihnachtstag desselben Jahres wieder — eine glückliche Jugendzeit hat durchleben dürfen. Frei von Not und den quälenden, das Kindergemüt verbitternden Sorgen wuchs der äußerst lebhafte und geistig geweckte Knabe heran.

Außerhalb des Multertors, an der jetzigen St. Leonhardstraße, da wo heute das Rathaus sich erhebt, stand sein Vaterhaus „zur Heimat". Ein großer, von Vogelgezwitscher erfüllter Garten erstreckte sich hinter dem alten, stattlichen Hause gegen das Bleicheli hinauf, der Tummelplatz des Kindes, das sich mit den Kameraden auf den weiten Rasenplätzen jagte, zur Beerenzeit sich voll Eifer hinter die früchtebeladenen Sträucher und Obstbäumchen machte, oder, wenn es sich matt gesprungen, am kleinen Springbrunnen sich niederließ, dem nimmermüden, flinken Spiel der muntern Rotfischchen zu folgen.

So reiht sich Bild an Bild zum bunten Kranze;
Und meine Kinderzeit
Steigt vor mir auf in ihrem Zauberglanze,
Von keinem Schicksalsschatten noch entweiht,
Vor allem dich, mein Vaterhaus,
Malt rosig schön des Herzens Sehnsucht aus . . .

sang der Greis noch in späten Jahren, als er aus der Fremde heimkehrend zur alten „Heimat“ hinpilgerte. Der Ort des Kinderparadieses aber hatte längst gewaltsame Umänderung erfahren, und vom trauten Heim war auch kein Stein auf dem andern geblieben. Nur die große Linde auf dem Platze vorn rauscht noch wie vordem,

. . . . . und nebenan
Dehnt sich die kleine Halde, die dem Kinde
Oft Spielplatz war zur Zeit der Schlittenbahn;
Wie eitel nicht sein Herzchen schlug,
Daß seinen Namen diese Stelle trug.

Statt des Vaterhauses aber ragte ein stolzes Hotel, und galonierte Diener eilten geschäftig umher, wo früher der Zauber unberührter Natur und landschaftliche Stille gewaltet. Und nassen Auges zog der Greis von dannen, mit dem Gefühl, Heimat und Jugend endgültig begraben zu haben. So singt Halder in seinem ungedruckt gebliebenen Liede: „Heimkehr ins Vaterhaus“. In jener Frühzeit allerdings lag das Leben noch sonnig vor ihm, und Gegenwart und Zukunft waren von keinem Wölkchen beschattet. Ein verhätscheltes, verwöhntes Kind war er freilich nicht, dafür sorgte die Strenge des Vaters und der religiöse Ernst der Mutter, der bei aller Liebe zum Durchbruch kam. Der Mann hat sich dieser Liebe dankbar erinnert, und in seinen Liedern klingt noch oft das Heimweh nach der Verstorbenen. Dann sieht er sie wieder vor sich, wie sie am Sonntag zum Kirchgang gerüstet in die Stube trat, und wie er als kleiner Junge gebettelt, daß sie ihn doch mitnehmen möchte zum feierlichen Gottesdienst hinaus ins „Chlösterli“, das Kirchlein von St. Leonhard, und wie ihn die Mutter auf die Zeit vertröstete, wo er größer und reifer geworden wäre. Welche Freude aber, wenn sie gelegentlich seinen Wunsch doch erfüllte:

So klar, so düütlech fast, as wärs erst gestert gschehe,
So cha'n i hüt mi no i der Erinnrig sehe,
Wie'n i, o jee, no kum im erste Buebekleid,
Zue der heeträpplet bi, i frommer Muetter G'leit.

Ach so ne Muetterherz, es ahnet riiche Sege,
Cha's schon im Chindergmüeth de Sinn för d'Cherche rege!
Und i bi glöcklech gsii, wenn sie mi he hät g'füehrt,
Hät mi o 's Pfarrers Wort dozmol no wenig g'rüehrt.

Dieses Verlangen nach dem Gottesdienst hat nachher nicht immer angehalten, und als aus dem Kinde der Bube, der Schüler geworden, da gabs manchmal ein langes Gesicht, wenn der Mutter Wort erschallte: es ist Zeit zur Kinderlehre, besonders wenn den Knaben ein schöner Sommermorgen ins Freie lockte. Dann zog er grollend ab, den Sonntag, den Pfarrer und die Kinderlehre verwünschend. Nur gut, daß es wenigstens vor deren Beginn noch mancherlei Belustigung gab, wie der Versuch, bei dem neben der Kirche liegenden kleinen Teiche über die drin schwimmenden Röhren zu springen, ein Vergnügen, das durch die Gefahr, Schuhe und Strümpfe gründlich zu durchnässen oder gelegentlich ganz hineinzuplumpsen, nur noch erhöht wurde. Oder man bettelte solange am alten Mesner herum, bis er einen zum Läuten mit in den Turm hinauf nahm.

. . . Der Gang zuer Chinderlehr hät doch si Schööses g'ghaa,
denkst nomme'n'a die Tüchelroose nebed draa?

Wie herrlech isch es gsii, dört öber d'Tüchel z'springid!
Und wenn die Gömp o lang nöd alli g'lingid,
Und wörid Strömpf und Schueh o manchmol töchtig naß,
Was machts? Die Andre hand no desto größre G'spaß!

Und wo zuem erste Mol de Mesmer mi loot lüüte,
Ha'n'i nöd gmeint g'gha doo, 's wör Alles uf mi düüte,
Und stuune: „Luegid o dee chlinne Mötzger aa,
Wie der scho, trotz'me Gwachsne, prächtig lüüte chaa!"

Freilich hatte bei diesen turnerischen Vorübungen der Katechismus nicht viel profitiert, mehr als einmal blieben dem Knaben die schönen Sprüche im Halse stecken, und auf die Fragen des würdigen Pfarrers Bernet wußte er nicht immer prompte Antwort, besonders, wenn der stets zu Streichen aufgelegte Junge gelegentlich anderweitiger Beschäftigung oblag oder gar einen stillen Begleiter zu den Andachtsübungen mitnahm, zur Freude der Kameraden allerdings, weniger zur Erbauung des Geistlichen.

No Vieles chönntist, Chlösterli, vo mer verzelle,
Thues noo! — Gad Eins wörst, hoff i, nöd verrothe welle!
's Meersüüli, wo'n'i doo ha met i d'Cherche gnoh,
Ist müüsli stille gsii, — gelt Chlösterli, bisch's oo.

A bah, wie domm! Jetz gang i mi go selbst verrothe!
Eh no, was schadts! Gäbs no kei größri Missethote!
Und doch, was hät's för Chläpf, was hät's för Vorwörf g'gee,
Und jetz, wer weiß, wört er no d'Nohwelt mi drom neh! . . .

Leider ist diese Meerschweinchenaffäre auch der einzige Streich, den wir aus Halders Frühzeit registrieren dürfen; was er sonst getrieben in jenen Jahren, wo die tobende Jugendlust nach allen Seiten hin Ableiter sucht, ist nicht bekannt. Nicht einmal aus seiner Schulzeit bleibt etwas zu berichten, und da die Schülerverzeichnisse der Stadtschulen aus jenen Jahren Halders Namen nicht aufführen, so kann nur vermutet werden, daß er, wie es bei vermöglichen Bürgern Sitte war, eines der damals zahlreichen Privatinstitute besucht habe; bestanden doch laut Schulratsprotokoll im 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in der Stadt nicht weniger als 14 Privatschulen mit zusammen 261 Kindern, so daß der Schulrat sich gezwungen sah, ein eigenes Reglement für diese Privatanstalten aufzustellen.

Daß er als Schüler dem bekannten Toblerschen Institut an der St. Jakobstraße angehört habe, wie mir versichert worden, bleibt bloße Vermutung, jedenfalls aber legte er den Grund zu tüchtiger Bildung und wurde hier bereits auf die schöne Literatur hingelenkt, der er zeitlebens Liebe entgegenbrachte. Schon damals muß auch die Lust zum Verseschmieden in ihm erwacht sein.

1828 schloß die Schulzeit für Halder ab, und an den talentvollen, begabten Knaben trat die Frage der Berufswahl. Wer will heute noch bestimmen, was Halder in die kauf-

männische Laufbahn geführt hat? War es der Wunsch des Vaters, den einzigen Sohn einst im eigenen Geschäfte arbeiten zu sehen, war es die damals im Kanton und damit auch in der Stadt mehr und mehr zur Blüte gelangende Baumwollindustrie, die ihn lockte? Halder trat als Lehrling in ein Geschäft; ob es wirklich das städtische Bureau des bekannten Toggenburgerhauses Tobias Anderegg gewesen, wie mir von zuverlässiger Seite gesagt wurde, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. Die kaufmännische Beschäftigung mit ihrem vor allem doch auf den materiellen Gewinn gerichteten Zweck war vielleicht nicht gerade der Beruf, der für den aufgeweckten, sich dem Augenblick hingebenden und sein Ziel allzu leicht aus den Augen verlierenden Jüngling sich am besten eignete, hat doch einer von Halders Bekannten selbst gestanden, daß der wirklich geistreiche und witzig angelegte Dichter dem prosaischen Kaufmannsstande wenig Lust abgewonnen habe. Eine äußerst lebhafte, impulsive Natur, bereit, das Schöne und Heitere zu nehmen, wo es sich ihr bot, war Halder bald der Mittelpunkt eines lustigen Freundeskreises; um so mehr, da sein allzeit fröhlicher Sinn und seine Gutmütigkeit ihn zum besten Gesellschafter machten. Der neue Beruf brachte ihn viel in Verkehr mit den muntern, immer beschlagenen Vertretern des Appenzellervölkleins, dessen beißender Witz und die sprichwörtlich gewordene ungeschminkte Offenheit und Zungenfertigkeit es ihm antaten, besonders weil er selbst etwas von dieser witzigen Ader in sich trug. Da er zudem mit einer starken Auffassungsgabe ausgestattet war, die es ihm ermöglichte, öfters gehörte Dialekte nachzuahmen und sich rasch des Idioms zu bemächtigen, fing er bald auch selbst an, Verse zu schmieden und zwar, bezeichnend für ihn, zuerst in Mund- und Denkart der Appenzeller. Häufige Ausflüge in die Alpsteinbergwelt hatten seine Freude an der Eigenart des innerrhodischen Volksschlags nur noch gesteigert.

So steht denn am Anfang von Halders Poetenlaufbahn, um 1831 verfaßt, sein bekanntes: „a Stöckli öber d'Choldera", das wohl in keiner Anthologie je zu finden sein wird, dafür aber in jenen heimischen Volkskreisen, die sonst allem, was Literatur heißt, fremd gegenüberstehen, noch da und dort sein stilles, immer wieder Vergnügen bereitendes Leben führt. Das kleine Gedicht schöpft seinen Stoff aus der Tatsache, daß zu Anfang der Dreißigerjahre die Cholera wieder einen ihrer fürchterlichen Rundgänge durch Europa antrat, und dies wird nun zum Gesprächstoff zweier Innerrhödler, wobei der eine seinen Freund in gelungenster Weise über die jenem unbekannte Krankheit aufklärt und deren Wirkung am Schlusse schildert:

. . . Jo! z'hondert ond z'tuusige muend der dra globe,
Sepp Toni, so häsch der di'r Lebtig nüz khöt!
Schnopf Sephelis Bueb, do im Chölcheli obe,
Het letst devo prächt, i ha's selber au khöt.
Do chohnt's di denn äsmohls go chloppe'n ond steche,
Ond wörge, jo gsiehst, wie en ehbige Floth;
Denn lopft's di, Sepp Toni, denn muest di erbreche,
Drof schlohfe, ond bald denn verdwachist, bist tot!

Während sich an diese erste dichterische Leistung für Halder noch ein heiteres Nachspiel knüpfte, hatte er unterdessen seine Lehre vollendet; die weite Welt mit ihren

Wundern lockte und winkte; der Trieb in die Ferne war mächtig in ihm, und da ihm von einem schweizerischen Handelshause in New York eine Stelle angeboten worden war, folgte er diesem Rufe mit dem der Jugend eigenen Ungestüm. Was hat nicht alles an Hoffnungen und goldenen Träumen in solch junger Menschenseele Platz. Für die Eltern, die ihr einziges Kind hergeben mußten, war der Schritt schwer. Sein Vater schrieb ihm die schlichten Worte in sein Stammbuch: „Du verläßt nun, mein lieber Arnold, deine Eltern, deine Verwandten, dein Vaterland, um dich in der Ferne zum tüchtigen Kaufmann auszubilden; aber hoffentlich wird dein Herz uns dennoch nahe bleiben, darum handle immer so, daß du stets mit Ruhe an die Leiter deiner Jugend denken und dereinst wieder zu ihnen zurückkehren darfst mit kräftiger Gesundheit, mit vermehrten Kenntnissen, und besonders mit unbeflecktem Gewissen. — Halte immer fest den großen Gedanken an Gott, an Unsterblichkeit und an die gerechte Vergeltung, die jenseits unser wartet, dann wirst du als der einzige Sohn auch die größte Freude und Trost sein deines dich herzlich liebenden Vaters D. Halder."

Auch all die Freunde stellten sich mit Abschiedsgrüßen, schönen Wünschen und Stammbuchsprüchen ein, am herzlichsten, weil einfachsten der, welcher schrieb: „Freund Arnold! bring uns aus der neuen Welt dein altes, gutes und biederes Herz zurück und gedenke unter deinen Freunden nicht zuletzt an den mit seinen wärmsten Wünschen dich begleitenden Weydmann." Im Juli 1832 reiste Halder ab, und es hat dem alten Manne noch später stets wieder zu erzählen Spaß gemacht, wie ihm seine gesamten guten Kameraden bis nach Bruggen das Geleite gaben, wie sie in Stocken draußen die Postpferde ausgespannt und unter Hallo die gelbe Kutsche bis zur Sitterbrücke hinuntergeführt haben. Dann noch ein Händeschütteln, und der Zwanzigjährige fuhr in die Welt hinaus, seinem Schicksal entgegen. Über Hamburg-Cuxhaven ist die Reise wahrscheinlich gegangen, damals noch ein langer, beschwerlicher Weg, und erst nach 49tägiger Meerfahrt kam die neue Welt in Sicht. Das Schicksal zeigte sich nicht von der schönsten Seite. Ein dem Schiffe entgegenkommendes Zeitungsboot meldete den Ausbruch der Cholera in New York, die in einzelnen Stadtteilen besonders heftig wüte; ein späteres brachte dem Kapitän die Nachricht vom Tode seines Kindes, und dem jungen Reisenden mag damals sonderbar zumute gewesen sein. Er erinnerte sich, wie einer seiner Jugendfreunde, ein angehender Geistlicher, ihm bei seiner Choldera den Vorwurf der Frivolität gemacht, daß er solch ernsten Gegenstand in ein so unpassendes Gewand gehüllt habe. Sollte das ein Fingerzeig sein, daß über gewisse Dinge sich nicht spotten lasse? Unter sehr gemischten Gefühlen betrat er den Boden New Yorks, und wenn er dann glücklicherweise von der tückischen Krankheit auch verschont blieb, indem das von Halder bewohnte Stadtviertel ziemlich seuchenfrei war, so fing er doch bald zu kränkeln an. Eine Typhusepidemie hatte eingesetzt, der unter andern auch sein Prinzipal und einige Bekannte erlagen. Die Ärzte rieten ihm dringend, den Ort wieder zu verlassen, und Halder scheint ursprünglich den Plan gefaßt zu haben, nach Mexiko überzusiedeln, um sich dort mit einem Landsmanne zu etablieren. Alle Einleitungen waren bereits getroffen und abgeschlossen; da muß in letzter Stunde die Sache in die Brüche gegangen sein, sei es, daß ihm mit den Verhältnissen Vertraute dringend von dem Schritte abrieten, sei es, daß die Eltern ihn zurückriefen, genug, Halder kehrte nach einem Jahre schon wieder heim, wo er unter der

liebevollen Pflege der Mutter und der wohltätigen Wirkung der Höhenluft bald völlig genas. Der Aufenthalt in der Fremde draußen hatte nicht lange gedauert, aber seinen wohltätigen Einfluß doch ausgeübt; er hatte Halders Horizont erweitert, seine Menschenkenntnis gefördert, vor allem auch ihn gelehrt, die in ihm liegenden Kräfte unter ungünstigen Verhältnissen zu gebrauchen. Auch Freunde hatte er drüben gefunden, mit denen er glückliche Stunden verlebt. „Was waren das für selige Sonntage in Brooklyn oder in Hoboken, wie herrlich jene Abende in Castle Garden!", hat er später einmal gestanden. „Wie schmiedeten wir Pläne und Bündnisse für alle Zukunft; wie unternahm keiner etwas ohne des andern Zustimmung!" Einer von diesen Freunden schrieb ihm damals den kernigen Spruch in sein Stammbuch: „Was ist der Wert des Mannes, wenn nicht Geschicklichkeit zu möglichst vielem, Genügsamkeit mit möglichst wenigem, und Entschlossenheit zu allem? Möge der Inhalt dieser Zeilen Ihnen öfters vor Augen schweben, und mögen Sie sich bei deren Durchlesung zugleich eines Freundes erinnern, der fern von unserm gemeinschaftlichen Vaterlande, Ihre vertrautere Bekanntschaft zu machen das Glück hatte, und der stets mit Eifer und Aufrichtigkeit das Freundschaftsverhältnis fortsetzen wird, das gleiche Denkungsart, Landsmannschaft und Neigung knüpfte. Mit ganzer Seele Ihr Sie liebender Eduard Wegmann."

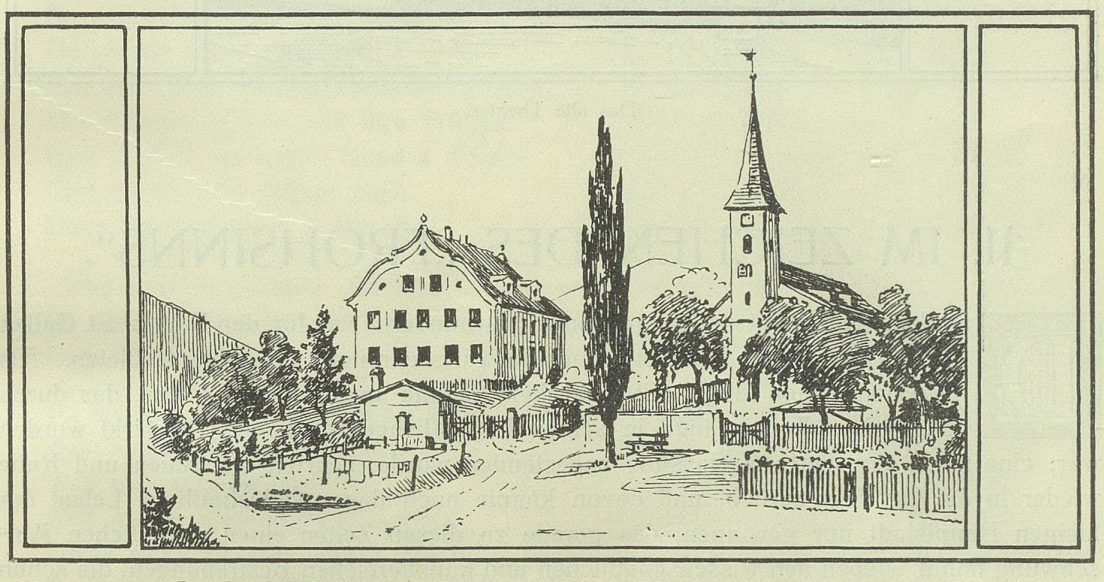
Halder hat ihm als Antwort eines seiner Gedichte gewidmet, das einzige, von dem wir mit Bestimmtheit feststellen können, daß es in jener Amerikazeit entstanden ist, und das uns zeigt, wie so oft die Freunde bei aller Freude, einmal in der Fremde zu sein, sich doch heimgesehnt nach den heimatlichen Bergen, die sie beide einst im ungestümen Wanderdrang verlassen.

. . . Stürmisch folgt der Jüngling innerm Sehnen,
Stürmisch eilt er in die Welt hinaus.
Aber kaum ist er in weiter Ferne,
Sieh, da lächelt wieder süß und mild,
Hold und lieblich gleich dem Abendsterne
In der Seele seiner Heimat Bild.
Liebt er auch der Fremde großes Treiben,
Ist er fröhlich auch mit Geist und Hand,
Dennoch fühlt er: „Hier ist nicht mein Bleiben",
Denn das Herz strebt nach dem Heimatland.
Wir auch, Freund, ja wir auch wenden gerne
Heimwärts oft voll Sehnsucht unsern Blick,
Wir auch ziehn aus dieser weiten Ferne,
Einstens in die Heimatflur zurück.
Sind alsdann, mein Freund, wir auch geschieden,
Sind wir doch in einem Vaterland,
Und es trenne nur der Tod hienieden
Unser still geknüpftes Freundschaftsband.

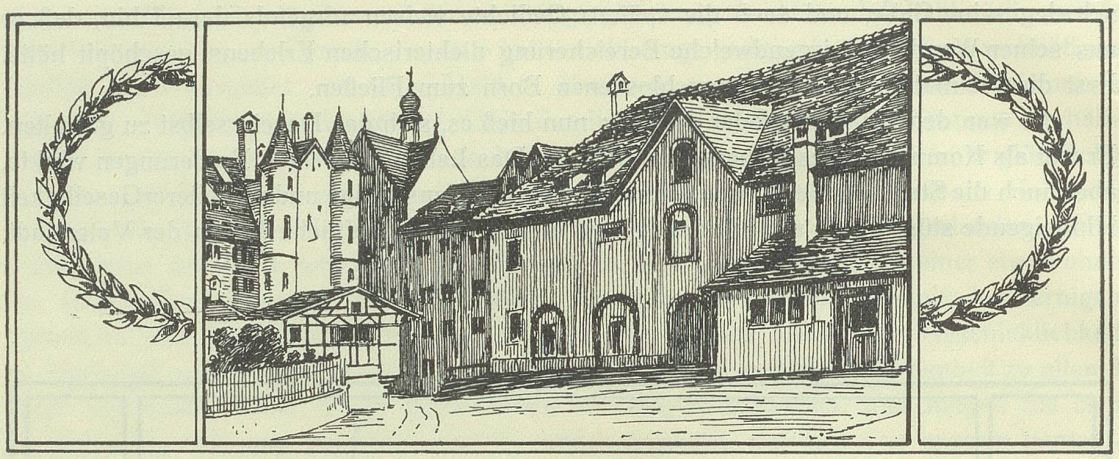
Es bleibt immer eigentümlich, daß die Fremde mit ihrer überwältigenden Menge neuer Eindrücke in keiner Weise Halders Dichtung sonst beeinflußt hat; ihr gegenüber

schwieg seine Gabe, und auch die spätern Gedichte weisen nirgends darauf hin, daß er aus seiner Wanderzeit irgendwelche Bereicherung dichterischen Erlebens geschöpft hätte. Erst die Heimat brachte den verschlossenen Born zum Fließen.

So war denn Halder wieder daheim; nun hieß es, sich das Dasein selbst zu gestalten. Er trat als Kommis in das frühere Geschäft ein. Das Leben mit seinen Forderungen winkte, aber auch die Stadt, die Gesellschaft, und der allzeit Lebenslustige und zu heiterer Geselligkeit Hinneigende stürzte sich mit offenen Armen in das gesellschaftliche Leben der Vaterstadt.



Der Lusthügel mit dem „Chlösterli", dem alten Kirchlein von St. Leonhard.



Das alte Theater.

II. IM ZEICHEN DES „FROHSINNS“.

Das dritte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts war für den Kanton St. Gallen eine Zeit rüstigen Schaffens und Vorwärtsschreitens auf allen Gebieten. Als 1831 dem schon längst mit dem alten Regime unzufriedenen Volke, das durch die Pariser Julivorgänge in seinen freiheitlichen Ideen noch bestärkt worden war, eine neue, erweiterte Verfassung zugestanden wurde, kehrten Vertrauen und Ruhe wieder in die Gemüter zurück, und davon konnte auch das gesellschaftliche Leben der kleinen Hauptstadt nur gewinnen, das gerade zu diesen Zeiten einen erfreulichen Aufschwung nahm. Neben den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, die schon Jahre vorher zur Gründung des wissenschaftlichen Vereins und des Kunstvereins geführt hatten, trat nun als Hauptfaktor im geselligen Leben auch die Musik in ihr gebührendes Recht; in erster Linie der Gesang. Die uralte Antlitzgesellschaft mit ihrer Pflege des Männerchors blühte damals wieder neu auf; vor allem aber ist jene Zeit die Geburtsstunde einer ursprünglich dramatischen, bald aber vorwiegend musikalischen Vereinigung, die von dort ab bis heute dem musikalischen, wie gesellschaftlichen Leben St. Gallens einen charakteristischen Stempel aufgedrückt und stets eine führende Rolle eingenommen hat, des „Frohsinns“.

Zu Anfang des Jahres 1833 hatten sich einige Männer zusammengetan, um, wie der Führer der Initianten, Hauptmann Tobler, sagte, bei dem zunehmenden Sinn für Bildung und Vervollkommnung in Künsten und Wissenschaften eine Gesellschaft zu gründen, die auch in der Übung der dramatischen Künste Versuche veranstalten würde. Darum mache er den Vorschlag, ein Liebhabertheater zu errichten, zum Vergnügen wie auch zum Vorteil der Mitglieder. Der Antrag wurde von den Anwesenden unterstützt, aber nur, um sofort dahin erweitert zu werden, daß auch das Musikalische in den Bereich des Schaffens zu ziehen sei. So wurde denn von den zwölf Gründern der neuen Vereinigung bei ihrer

ersten Sitzung im Billwyllerschen Bierhause unter Anschlagen der Trinkgläser folgender Beschluß gefaßt: „Es soll eine Gesellschaft errichtet werden mit dem Zweck, durch gegenseitiges frohes und freundschaftliches Zusammenwirken der einzelnen Mitglieder sowohl, auch im ganzen durch theatralische Vorstellungen, deklamatorische Übungen und durch Vokal- und Instrumentalmusik sich gegenseitig zu unterhalten.“ Der neue Verein aber ward „Frohsinn“ getauft; dessen erster Präsident wurde Zeichnungslehrer und Maler Gottlieb Bion, der ein paar Jahre später in einer launigen, anspruchslosen Reimerei jenen Gründungsmoment und die erste Vereinszeit festgehalten hat:

S-ist im Jenner dreiedrißgi gsi,
Do hand e paar bim Glääsli Wi
So gspröchlet über dies und das;
Do nimmt denn eine entli 's Glas
Und seit: „Mer wend a Gsellschaft gründe,
Der Chunst zu lieb und ihre Fründe.“
Und schnell, so legit's Hand a d'Sach
Und denkit ifrig drüber nach.
Davo ist bald denn 's Resultat
E Chindli allerliebst und zart,
Das het me denn no weidli tauft,
Und em de Name Frohsinn kauft.
Jetzt bstellet sie denn 's Regiment;
De Bion wird zum President,
Der Ackermann zum Aktuar,
Dem Tobler reicht me Kasse dar,
Und eine rüeft denn au no schnell,
„De Brunner wend mer zum Pedell!“

Und munter plaudert das kleine Poem weiter, welche Heldentaten der junge Verein verübt und wie er sich bald allgemeiner Wertschätzung und damit stets steigenden Zuwachses erfreuen durfte.

Jo, wenn i als verzelle tät,
Wör numme fertig hüt demet,
Was mer met Deklamatio
Und Musik scho hand uße gloh.
Drom seg i no met chorze Worte
E Byspiel no vo alle Sorte.
Er denket gwöß no alli dra,
Wie dört emol der Ackerma —
Au de Sartori nöd z'vergesse —
Als Schnider uf em Tisch send g'sesse,
De Jeangli Hueber und de Gmür,
Hend au met gmacht, doch henderfür.
Und jederma ist gern derbi,
Wenn jodle tuot de Häfeli,
Und wenn us eignem Federspitz
De Halder chont mit sinem Witz,
Wenn er üs dor si Meisterhand,
Versetzt is Appezellerland.
De Jock, de Sepp und Han Badist,
Carloni, wie'n er zruck cho ist;
d'Franzischka, wie si d'Suppe bringt,
Und wie 's Thereseli[1]) ummespringt,
Chorzom, die ganze Tanzerei,
Ist im Gedächtnis gwüß no neu . . .

Bei einem Vereine, dessen Devise Freundschaft und Geselligkeit war, durfte eine so gesellschaftlich veranlagte Natur wie Halder nicht fehlen, um so mehr auch, als er eine ganze Reihe von Gaben besaß, die ihn einer solchen Vereinigung besonders wertvoll machen mußten. Einmal war Halder sehr musikalisch; hatte er doch, wie von seinen Bekannten versichert wird, verschiedene Instrumente gespielt und gut gespielt. Als Blinder hat er später einmal in launiger Weise selbst gestanden:

[1]) Lauter Figuren aus Halders Appenzellerstücken.

Einst war im Geigen ich gewandt,
Blies Klarinett und Flöte,
Spielt' die Gitarre ganz scharmant,
Blies Posthorn und Trompete.

Ich rührt' die Trommel, wie's so Brauch,
In meinen Bubentagen,
Ich spielt' Klavier und wußte auch
Die Pauken gut zu schlagen.

Jetzt hat die Spielerei ein Loch,
Ich Alter möchte rasen;
Ein Instrument nur treib ich noch,
Ich kann die Trübsal blasen.

Damals allerdings blies er sie nicht, sondern tauchte mit seinem einem heitern Lebensgenusse zugewandten Naturell tief ein in die neue Flut sorglosen Genießens und stellte sich dem jungen Vereine, dem er schon im Jahre 1834 als Mitglied beitrat, voll und ganz zur Verfügung. Gottlieb Bion und Arnold Halder sind die beiden Sterne des „Frohsinns" geworden, indem sie im wahrsten Sinne des Wortes all ihre Zeit und vielleicht noch etwas darüber der Gesellschaft widmeten. Schon im folgenden Jahre rückt Halder zum Aktuar vor und ist mit Bion zusammen ständiger Direktor für das deklamatorische Fach. Wohl selten haben zwei Vereinsmitglieder sich in so harmonischer Weise zu ergänzen verstanden, selten aber auch mit solcher Hingabe der Zeit sich den Interessen einer Vereinigung geopfert. „Damals war unser Verkehr", hat Halder vierzig Jahre später bekannt, „ein äußerst lebhafter, ich möchte beinahe sagen permanenter, und während der Wintermonate, wo Bion in seiner Amtswohnung im Knabenkloster wohnte, verging wohl kaum ein Mittag, wo ich mich nicht bei ihm einfand, bis mich meine Bureau- und seine Schulzeit wieder forttrieb. Da wurde planiert und geplaudert, beraten und ersonnen und erdacht und ausgebrütet! Diesen Plauderstunden hatte unser Publikum wahrlich manchen schönen Genuß, manche unvergeßliche heitere Abende zu verdanken. Ich darf dies hier um so unumwundener sagen, als ich in gleichem Atemzug gern bekenne, daß Bion immer das schöpferische, ich hingegen stets das beratende, exekutive oder wenigstens zur Ausführung mitwirkende Element war. Diese Plauder- und Beratungsstunden, bei denen wir uns aber ausschließlich auf dem „Frohsinn"-Felde bewegten, sind mir heute noch, nach nahezu 40 Jahren, in frischestem Gedächtnis. Ich weiß noch, wie ich nicht nur über die Erfindungsgabe meines „Frohsinn"-Kollegen, sondern beinahe noch mehr über die mir unbegreifliche technische Fertigkeit, mit der er alle Erfindungen zu verwirklichen und ihnen Fleisch und Blut zu geben vermochte, in Staunen geriet . . ." [1])

Es entspricht ganz dem neidlosen, offenen und liebenswürdigen Charakter Halders, daß er, ohne die geringste Spur von Mißgunst zu empfinden, seine eigenen Verdienste denen des Genossen gegenüber bescheiden in den Schatten stellt. Und doch waren die seinigen um nichts geringer; jeder der beiden jungen Leute wirkte eben seiner Anlage und der Neigung gemäß. Bion war eine schöpferische, zur Unterhaltung des Publikums stets neue Veranstaltungen schaffende Kraft, zudem ein schauspielerisches Talent ohnegleichen, immer zur Deklamation zu haben, so daß in den Protokollen der jungen Gesellschaft oft genug der Bewunderung Ausdruck gegeben ist, es sei an ihm tatsächlich ein

[1]) Buff: Gottlieb Bion von St. Gallen, Lehrer und Landschaftsmaler, Neujahrsblatt des Kunstvereins in St. Gallen, 1878, S. 15 uf.

Berufsschauspieler verloren gegangen. Halder, wenngleich auch er als gewandter Vortragender und Spieler gerühmt wird, stand hierin seinem Genossen gegenüber im Hintergrund, überragte ihn dafür hoch in den dichterischen Leistungen, die er in den folgenden Jahren völlig in den Dienst des „Frohsinns“ gestellt hat. Nicht nur, daß eine ganze Reihe seiner noch heute bekannten Gedichte (de Wenter, de Früehlig, der Sonne'n Ondergang, 's Meisli, der Apollofalter ond 's Rösli usw.) von ihm an den Vereinsabenden vorgetragen wurden und so gleichsam ihre Feuertaufe erhielten, sondern er verfaßte für die Frohsinn-Gesellschaftsanlässe drei größere dramatische Arbeiten in dem ihm so günstig liegenden Appenzellerdialekt, als dessen offizieller Vertreter er in St. Gallen seit seiner Choldera angesehen wurde.

Im März 1836 eröffnete er diesen Reigen mit dem Appenzeller Familiengemälde „Qui vit, oder die Heimkehr“, dem er durch glänzende Beherrschung des Innerrhoder Idioms von vornherein den Stempel unverbrauchtester Natürlichkeit aufzudrücken wußte, wenngleich das heitere, anspruchslose kleine Opus, wie schon der damalige „Frohsinn“-kritiker hervorgehoben, mehr durch viele gutangebrachte Witz- und Schlagwörter, die eine genaue Kenntnis des Innerrhoder Volkscharakters verraten, als durch eine im ganzen durchgeführte spannende Handlung sich auszeichnet. Die Details müssen auch hier, wie so oft in der Dichtung, das Ganze retten:

Jock, ein alter Innerrhödler Bauer, der vormals in der Fremde draußen gewesen und in Neapel unten als Soldat gedient hat, erzählt abends beim Mahle seinen Kindern in drolliger Art von seinen damaligen Abenteuern. Als er just beim Hauptpunkte, seinen Wachterlebnissen, angelangt ist, wobei das alte Kommandowort „Qui vit“ eine Rolle spielt, erscheint plötzlich sein ältester Sohn Carloni, der, wie einstmals der Vater, als Soldat in neapolitanischen Diensten steht. Er kehrt scheinbar im Urlaub heim; in Wahrheit jedoch ist er von seinem Oberst als Werber ausgesandt. Beim Anblick des in schmucker Uniform vor ihm stehenden Sohnes wird der Alte erst recht wieder an die schöne Soldatenzeit erinnert, trinkt sich vor Freude einen Spitz an und läßt nun durch seine Kinder die Nachbarn zusammenrufen, um mit einem ländlichen Ball den frohen Tag abzuschließen. Unter Absingung des Liedes von der Schlacht am Stoß[1]) rücken die Sennen mit ihren Meitli ein, und so ist dem Dichter Gelegenheit geboten, durch hübsche Tanz- und Kostümbilder das kleine Gemälde zu beenden.

Das fröhliche Stück wurde zu einem Ereignis für den Verein und das gesamte St. Gallen, war es doch, wie der Chronist Ehrenzeller in seinen st. gallischen Jahrbüchern (1842, S. 472) erwähnt, das erstemal, daß es dem „Frohsinn“ gelungen war, „auch Frauenzimmer zur Mitwirkung bei einem Theaterstück bewegen zu können.“ Die Damen hätten in ihren Appenzellertrachten ganz allerliebst ausgesehen, schrieb deshalb der damalige Rezensent, und der Appenzellertanz, der Hopser, hätte füglich länger dauern dürfen, denn kaum hätte das Publikum angefangen, die kräftigen Sennen und wundernetten Meitli mit Wohlgefallen zu betrachten, habe der neidische Vorhang seine verschabte Fassade gezeigt. „Ganz besonders heimelig“, fügt er bei, „war das harmonische Geläut der heimziehenden Herden (ein Motiv, das sich Halder in keinem der Stücke entgehen ließ). Einem

[1]) Entnommen aus: J. Merz: Des poetischen Appenzellers sämtliche Gedichte in seiner Landessprache. St. Gallen 1836, S. 109.

Schweizer, der fern von der Heimat der Aufführung dieser Pièce beigewohnt hätte, wären die Heimwehtränen reichlich über die Wangen geflossen.“ Der im Mittelpunkt des Stückes stehende Jock, die einzige, einigermaßen dramatisch durchgeführte Gestalt, erfuhr eine tadellose Verkörperung durch Bion, dem dafür kurz darauf die Ehre großer Schauspieler zuteil wurde, ein eigens für ihn geschriebenes Stück zu erhalten. Halder erzählt uns darüber: „In gleicher Weise, wie ich den schöpferischen und technischen Künstler in ihm bewunderte, bewunderte ich auch sein Talent als Mimiker. Von hunderten will ich hier bloß ein Beispiel zitieren, nämlich die unübertroffene Art und Weise, wie er in dem kleinen Theaterstück „Die Bergreise“ den Innerrhödler Jock darstellte. (Ein Versehen Halders, es soll heißen Sepp.) Die Rolle war allerdings eigens für ihn geschrieben, aber — niemand kann dies besser wissen als ich — er verstand es, den Sinn und Geist und Charakter, den der Autor in die Rolle zu legen beabsichtigte, gleichsam auf die höchste Potenz zu heben, ja sogar zu übertreffen und jenen damit freudig zu beschämen.“ [1])

Diese Bergreise, das von St. Gallen mit Spannung erwartete zweite Stück Halders ging am 3. und 21. Mai 1839 unter rauschendem Beifall über die Bretter und ist bis heute eine der bekanntesten Arbeiten des Dichters geblieben. Das Heimkehrmotiv ist auch hier wiederum verwendet, bloß, wenn man so sagen will, ins Tragische gerückt. Die Handlung ist von äußerster Dürftigkeit, eine Charakterentwicklung kaum zu finden, so daß auch da wieder das Äußerliche das meiste zum Erfolge beiträgt:

Ein junger Deutscher unternimmt mit einigen Freunden eine Bergtour auf den Säntis; drunten im Weißbad gewinnen sie als Führer den alten Sepp. Unterwegs werden sie von einem Gewitter überrascht, und bei der Wagenlucke oben verunglückt der junge Mann bei dem Versuch, dem am Abgrund ausgeglitschten Führer beizustehen. Herbeieilende Hirten retten ihn und bringen ihn zur Alp zurück, wo Frau und Tochter Sepplis sich seiner liebevoll annehmen. Dabei stellt sich heraus, daß er ihr längst verlorener Sohn und Bruder ist, der vor vielen Jahren von einer Nachbarin den Eltern abgeschwatzt und als kleines Schwabengängerlein nach Deutschland gebracht worden war. Dort hat er nach mannigfachen Irrfahrten endlich sein Glück gemacht, indem sich ein Oberst seiner angenommen und ihn hat bilden lassen. Den versammelten Nachbarn und Freunden wird der gerettete Sohn vorgestellt und von ihnen nachher einstimmig als Landsmann aufgenommen.

Die eingestreuten Gesänge, Jodler und Tänze, die von den damaligen Zuschauern leicht zu verstehenden lokalen Anspielungen, in Verbindung mit einer glücklichen Verwendung appenzellischer Volkslebenszüge halfen wesentlich zum Gelingen; daneben wurde auch hier wieder als nicht zu unterschätzender Stimmungsfaktor das bald näher, bald ferner klingende Herdengeläute, das Brüllen der Kühe, das Meckern der Ziegen so täuschend nachgeahmt, daß der „Frohsinn“-Kritiker beantragte, man möge bei einer dritten Aufführung auch das liebe Vieh mit seinen Glocken hervorrufen, um ihm den verdienten Beifall zu geben.

Jedenfalls zeigt die Bergreise der Heimkehr gegenüber das Bestreben, im Rahmen einer einfachen Handlung menschliche Konflikte anzuspinnen; nur fehlt es dem Dichter

[1]) Buff. A. a. O., S. 16.

an der Kraft, sie auch zum Austrag zu bringen, sodaß er deren Lösung irgendeinem billigen Zufallsschluß überläßt. Aber gerade in der glücklichen Vermischung heiterer und ernster Szenen liegt doch ein unleugbares dramatisches Geschick, wobei allerdings die Dialektszenen an Natürlichkeit die andern weit überragen. Daß das Tragische mehr ins Rührselige, das Humoristische mehr ins Komische ausartet, liegt vielleicht in der Jugendlichkeit des Verfassers, der noch nicht gelernt hatte, echte und falsche Tragik, Rührseliges und Ergreifendes, Komik und Humor auseinanderzuhalten. Da aber das kleine Stück einerseits an das Talent der Spielenden und an die Fassungskraft der Zuschauer keine großen Anforderungen stellt, anderseits aber einige Momente aus dem Volksleben hübsch verwertet, so ist es begreiflich, daß es auch später noch des öftern aufgeführt wurde. Anfang der Siebzigerjahre, als Halder längst fern von der Heimat weilte, taten sich in Appenzell junge Leute als „appenzellische Liebhabertheater-Aktiengesellschaft" zusammen. Ihnen war durch Zufall eine Abschrift der Halderschen Arbeit in die Hände gekommen, und schon wenige Wochen nach der Gründung trat der Verein mit der Aufführung der Bergreise, oder, wie sie nachher umgetauft wurde, Säntisreise, hervor, die denn auch für die Appenzeller für lange Jahre ihr Zug- und Kassenstück geblieben ist. Schon im Februar 1874 führten sie es unter viel Beifall auch im St. Galler Theater auf, wobei auf Anraten Bions der Versuch gemacht wurde, die deutschsprechenden Touristen des Stückleins durch wirkliche Schauspieler des St. Galler Theaters spielen zu lassen, was sicherlich nur von Vorteil sein konnte. Und von da an hat sich die Haldersche Säntisreise von Zeit zu Zeit immer wieder auf den Brettern gezeigt; sie wurde in Herisau und Gais, im Weißbad und Gontnerbad, aber auch in St. Gallen noch 1892 und 1902 und sogar in Zürich von der betreffenden Gesellschaft zur Darstellung gebracht, immer mit dem gleichen Erfolg, der neben den kräftigen Spässen und der gelungenen Gestalt des treuherzigen alten Bergführers Sepp, den eingestreuten Gesängen und Nationaltänzen, vor allem der später ganz neu eingefügten Alpstubete zuzuschreiben war, so daß die „Neue Zürcher Zeitung" mit vollem Recht schrieb: „Das Stück, „Die Säntisreise", ist als dramatische Komposition eine Null; aber die gemütliche, witzige Appenzeller Mundart und die eingelegten Lebensbilder von Weißbad und Meglisalp überwinden alle Mängel . . ." [1]) W. Wallis aber äußerte sich damals im „St. Galler Tagblatt": „Das Stück selbst ist schwer zu definieren. Es ist weder ländliches Stimmungsstück, noch ländliches Sittenbild; seine Handlung beruht auf einem Vorgang, der nicht einmal den Raum des kürzesten Feuilletons füllen könnte. Wir bedauern, daß dieses Schauspiel lediglich aus einigen Gesprächen mit einer theatralischen Szene am Schlusse besteht, denn wir halten das Dialektstück für die Hauptvertreterin der schweizerischen Nationalbühne . . . Aus der Mundart spricht der Charakter des Volkes; in ihr häuft sich alles Ursprüngliche an. Die Mundart wird deshalb immer das Volkstümliche sein" [2]), eine Meinung, die durch eine Reihe bedeutender Dichtungen, wir denken vor allem an Arnold Otts machtvolles Drama: „Karl der Kühne und die Eidgenossen", voll bewahrheitet wird."

[1]) „Neue Zürcher Zeitung" vom 9. Oktober 1892.

[2]) „Tagblatt der Stadt St. Gallen" vom 22. März 1892.

Als kleine Probe mögen aus der bisher noch nie veröffentlichten Säntisreise zwei Szenen des ersten Aktes hier folgen.[1])

1. Aufzug. 1. Szene.

Freier Platz ganz in der Nähe des Weißbades. Schon ziemlich dunkler Abend. Alles still und ruhig; nur in ganz weiter Ferne dann und wann ein Ziegenglöcklein und das Jauchzen eines Sennen.

Seppli an einen Hag gelehnt und mit der Pfeife beschäftigt.

Bhüetis Gott ond Vater, wie ist alls so still ond rüebig; niene kä Seele Mensch omme, ond ist aso en höbschen Obed. Zue's Rhiners Zita isch äbe no anders gsee; i mä, si hents i der Stadt mit em gha as wie d'Chaze mit em Baldruch; es ist em alls noeglaufe amme Samstig. Do sönd der denn amme Samstig z'Obed die Galler daher z'laufid cho, gad wie zunegschneiit ond hend en Lärme gha, sie wöllid i Berg ie. Der ä i's Wildchölchli, der ä uf e Säntis, der ä uf de Chaste, der ä in Leuefall, ond alls het guet Füehrer ha welle; lue, du hest der gad nomme z'helfid gwöst, s'ist alls om das Wißbad omme gad ghufed voll gsee; en gwalts ehbege Blätsch sönd denn mitenand cho. Die wo no gern uf d'Bettriti währid, hend der denn dick no mösse bis ge Brüllisau höndere, ond ist dei no allwäg zuegange. Dickemol — ond zahlt hends no wacker. Jeses, Mareie ond Joseph, was ist mer för a Geldwerch dör d'Händ gange; gwöss me das hondert Gulde! i hett ebe mit Bergfüehre no mee verdient, as mit Backrauche ond Pranztrinke, wohr isch, ond seb isch. Do isch äbe no ring innegange.

Ond jetzt isch gad niene kä Bää meh omme. Schad isch oms Wetter, wills Gott, s'ist schad, schad; morn zell i uf Wetter, das öse Herrgott nüd besser mache chönnt. —

Die Churgäst sönd das Johr mäni au e chli adlig. — Früener hönds der öppe e Gläsli zahlt ond hönd der au e chli abgloset, wenn d'mitene prächt hest. Aber das Johr isch gad nütz, i chönnt bim Töfel nüd säge, was s'hettid; s'ist gad, öb si alls kehrt hei. I cha nüd helfe; i warte jetzt halt glilig no ä chli; cha see, es wert no eppe n'en zuecho. Hägoh dörft i bim Sackermost nüd woge; s'Wib thät wie en ewige Basilist, wenn i wieder kä Geld brächt, ond ha scho die ganz Woche suber nütz verdienet. — Los, i mäh, es chöm nebert!

2. Szene.

Franz und Badist. Letztere kommen von der entgegengesetzten Seite im Gespräch auf die Bühne.

Franz.

Was? nüd meh hät er der welle gee för die vörnehme Chue?

Badist.

Ä vörnehmi isch bigott gsee, i had gad lang ä kä höbscheri gsehe; wenn no de Vowiller nüd gsee wär; mit em het i no eh möge g'cho. Aber de Vowiller ist i dem Stock än Ohflot; i hätt en kän Pfenni me nohi brocht.

Sie sind im Gespräch ganz in die Nähe Sepplis gekommen.

[1]) Ob allfällige orthographische Fehler und Ungenauigkeiten Halder oder dem spätern Abschreiber zur Last fallen, ist nicht festzustellen, da das Originalmanuskript verloren ging.

Franz.

O ho! grüetz Gott Alte, me hettid di bigotts fast omglärt. Wa, bist du no ufem Ahstand?

Badist.

Möchtest gwöss no muse, du fule Gäst.

Seppli.

Hätdocht, jo waul, muse, ehr Gädel; uf Bergherre thuen i passe, sönd i käni verkoh? chönd käni nohi?

Badist.

Heijo, i der Göbse onne sömmer vier vorglaufe; de Stecke no wend die i Berg.

Seppli.

No Gott Lob ond Dank. Ond sös, was gets Neu's i der Stadt onne?

Franz.

Wäß nebe nüd viel; en tonders Lärme hends denn all no vo dem Schötzefest nohe.[1])

Badist.

Bi Millione Guldi sönd verschosse worde öber die Täg, ond us alle Ländere hends Gobe öbercho.

Seppli.

Hätdocht au! was hend denn d'Innerrhoder gee?

Franz.

S'will näbe niemert nütz dävo gsät ha; ebe hönds mi hüt ufem Schniderhus wölle föpple deswege, daß mer nütz gee heiit. D'hani aber gsät: ha, luo Dörler, sägi, d'Innerrhoder sönd sös daför bekannt, daß ä Sach monter ond brav gend; lieber gönds selb gä bettle, as daß näbis Ohgfreits verehrid. Drom hemmer z'erst im Sinn ka, mer wölled ä recht ä tolls, wackers Chüeli gee, — höbschers hend mer bigotts nütz bi ös inne, als öse Vächli. Do aber hend ä paar vo ösere Herre gmänt, de größt Thäl vo dene Schötze weret waul au gad Böck schüße, ond Böck hettet mer ös gschämet gcha, usizschicket, s'werrd waul söß gnueg ha donne; drom hemmers do gad see gloh, hani gsät.

Seppli (lacht).

Do hest ena jetzt nüd öbel ahgee, du Basilist du. Was het do de Dörler drof gsät?

Franz.

Ase ungern glachet hett er ond gsät: Ma cha met dene Donners Appenzeller nütz afange, werist gad schmotzig, wenn d'as ahni chonnst.

Seppli.

Ist recht, ist recht. Und met dem Louis, was sät me n'au vom sebe?

[1]) Anfang Juli 1838 fand in St. Gallen das eidgenössische Schützenfest statt.

Badist.

Wa för en Louis?

Seppli.

Äbe de Först, Bonapartlis Vetter.

Badist.

Jä so, de do. Ha näbe apparti nüd viel ghört; die äne sägid, er sei än ohgfreute Schmotzli, wär besser, du hettist gad nütz vonem gsehe, ond anderi, wo ase selb Schmotz hend wie Ohflöt, hani ghört säge, er sei en Biderma, wie's der Bruch sei.

Seppli.

Jo deweg chönnt der Töfel nüd dros cho. Chönd, mer wend no i d'Stobe, ä paar Schlöck gä neh.

Badist.

Nä, mer wend mache, daß mer vor Mitternacht gär uni chönd.

Franz.

Thue du wacker passe ond ufwarte, du alte Zattli.

Badist.

Bhüet Gott, Alte, leb waul, chom bald nohi.

Franz und Badist ab. *Seppli,* ihnen nachlaufend.

Bhüet Gott, bhüet Gott mitenand, alsgmach de dör uni. Grüezit mer denn s'Altvaters Zischkali z'Alp obe. — So, so, ase chönnt mer doch no näbis innecho. Jetzt mags s'is scho lide, no gschwend zom Badwert innegoh, ä Schlöckli gä neh ond gae fölle. Der alte Gott lebt no. Juchhui 's Vaterland! Ab.

Der Erfolg seines Stückes mag den Dichter veranlaßt haben, auf dem beschrittenen Pfade weiterzuwandeln, und so brachte er 1842 seine dritte dramatische Arbeit auf die „Frohsinn"-Bühne: „De Chüngen Ueli". Wiederum bildet das Thema vom verlornen und wiedergefundenen Sohne den Inhalt des Stückes, aber unter veränderten, den vorigen entgegengesetzten Umständen: Franz Stern, der Sohn eines vornehmen Mannes in Deutschland draußen, hat sich mit seinem Vater wegen der Liebe zur Tochter von dessen Todfeind entzweit, ist von ihm verstoßen worden, nach der Schweiz ins Appenzellische geflohen und lebt seither als Bettler unter dem Namen „Chüngen Ueli" in Appenzell, vom Volke als Landstreicher und Hexenmeister verschrien und gemieden. Nach Jahr und Tag findet ihn sein Vater, der voll Reue schon längst nach dem Verlornen gefahndet, durch Verkettung wunderbarer Umstände im Weißbad, wo er als Kurgast weilt, in dem Momente just, da Chüngen Ueli sich tatsächlich zu einem Diebstahl im Hause des alten Appenzellers Jock verleiten läßt. Die Handlung, der man in bezug auf Wahrscheinlichkeit nicht allzusehr auf die Finger sehen darf, ist auch hier wieder in erster Linie nur dazu da, um Gelegenheit zur Entfaltung reizender und in ihrer Art vollnatürlicher, packender Volksszenen zu schaffen. Wieder überragen die Appenzellerfiguren bei weitem die andern, denen der Verfasser selten gerecht zu werden weiß. In origineller Weise ist das appen-

zellische Ferggerwesen und die Handstickerei mit in die Handlung verwoben und gibt so Anlaß zu heitern, lokalen Anspielungen gegen die knauserigen St. Galler Fabrikanten. Auf tatsächlicher Tradition beruhend ist die im Stück verwendete Erzählung von der Entstehung des Schutzengelfestes auf dem Wildkirchli.

Das Stück selbst scheint leider heute verloren gegangen zu sein,[1]) nachdem es auch in Appenzell von der gleichen Liebhabergesellschaft 1877—1878 einige Male, aber stets mit viel geringerem Erfolge als die Säntisreise, aufgeführt worden war.

Halders drei Dialektstücke aber, denen man nur gerecht wird, wenn man sie als Gelegenheitsdichtungen betrachtet und gelten läßt, bildeten für die „Frohsinn"-Feiern Glanzpunkte, an die sich alle Beteiligten und Zuschauer stets mit Freuden erinnerten. Was er und sein Kamerad Bion zusammen, der eine als Verfasser, der andere als Darsteller, an Arbeit geleistet haben, darf dankbar anerkannt sein. „Wir glauben," fügt nicht ohne heimatliches Selbstbewußtsein der vorhin erwähnte Ehrenzeller in seiner Chronik hinzu, „daß wenige Städte einen Verein von solcher Regsamkeit, Ausdehnung über alle Klassen der Gesellschaft und von solcher Kunstfertigkeit im Kreise bloßer Dilettanten haben." Bion und Halder durften von diesem Komplimente ruhig den Löwenanteil in Besitz nehmen.

Unterdessen aber war ein anderes Ereignis in Halders Leben getreten, das ihm das Dasein noch schöner als zuvor erscheinen ließ.

Wo Halder sie zuerst kennen gelernt hat, deren Bild ihn ganz gefangen nimmt, Marie Susanna Schwander aus Wattwil im Toggenburg, ist schwer zu sagen. Man könnte kombinieren und behaupten, daß, als er im Andereggschen Bureau in St. Gallen tätig war, er wohl oft nach Wattwil hinaufgekommen und bei dieser Gelegenheit ein Bekanntwerden leicht möglich gewesen sei. Aber das bleibt bloße Vermutung, nur eines ist sicher, daß sich in Arnold Halder seither der Gedanke festsetzte, möglichst bald einen eigenen Hausstand zu gründen. Und seit der Zeit fliegen ihm die Gedanken oft ins stille Toggenburgertal hinauf; seine Poesie, die bisher im Sinne der Choldera vorwiegend humoristisch gefärbt gewesen, wird nun teils elegisch-schwermütig oder dann wieder glückselig-fröhlich. Sein Liebesfrühling treibt ihn zum Dichten; aber nicht mehr im Dialekt wie bisanhin, sondern auf hochdeutsch wird gesungen und, wie es bei solchen Liebesepisoden oft der Fall sein mag, nicht immer in sehr originellen Versen:

Ich weiß mir ein Dörfchen, so lieblich und klein,
In dem Dörfchen, da möcht' ich so gerne wohl sein,
Im Dörfchen beim Schätzchen, da weil' ich so gern,
Das Schätzchen, das ist mir ein leuchtender Stern.
Und wenn sich die andern mit Grillen oft plagen,
Und jammern und seufzen und brummen und klagen,
So denk' ich zum Dörfchen, zum Schätzchen mich hin,
Das wahrt mir den frohen, den heiteren Sinn.

[1]) Mir lagen daraus bloß einige Bruchstücke vor, die sich im Archiv der Appenzeller Theatergesellschaft erhalten haben.

Wenn die Liebste ihm als Angebinde ihrer stillen Neigung, von der die geschwätzige Welt noch nichts wissen darf, einen Rosenstrauß sendet, jubelt er auf im Gefühl sicherer Hoffnung:

Sträußchen, kommst aus lieber Hand.
Hab' dich drum so gerne,
Reiner Liebe holdes Pfand,
Liebe aus der Ferne.

Bist vom Mädchen mir geschenkt,
Ach ich muß dich lieben!
Was es stille fühlt und denkt,
Steht auf dir geschrieben.

Deiner Blätter sinnend Grün, —
Kann ich's mißverstehen? —
Deutet auf die Hoffnung hin,
Uns vereint zu sehen.

Wölkchen, die jetzt unsre Bahn,
Trübend noch umschweben,
Deuten mir die Dörnchen an,
Die dich zart umgeben.

Die zwei Knospen, die verhüllt
Still im Kelch geblieben,
Sind wohl un'srer Herzen Bild,
Die verborgen lieben.

Röschen, das so wunderschön
Mir entgegenscheinet,
Dich auch kann ich wohlverstehn;
Sieh', mein Mädchen meinet:

So wie du, mein Röschen, einst
Still im Kelch verborgen,
Jetzt so froh und heiter scheinst
Wie der junge Morgen,

So wird einst, was wir im Herz
Still jetzt noch verwahren,
Unter unschuldsvollem Scherz
Froh sich offenbaren.

Röschen, kommst aus lieber Hand,
Hab' dich drum so gerne,
Stiller Liebe holdes Pfand,
Liebe aus der Ferne.

Liebe und immer wieder nur Liebe künden die Poesien Halders jener Zeit, kaum daß eine andere Empfindung daneben vorübergehend Raum gewinnt, und im Vollgefühl, es könne ihm nun nichts mehr zum sichern Glücke mangeln, seit sie sich ihm zu eigen gegeben, singt er:

Einsam blühte mir das junge Leben,
Du, du hast's zum Himmel eingeweiht,
Höhern Zauber hast du ihm gegeben,
Ausgeschmückt mit voller Seligkeit.
— — — — — — — — —

O, ich fühl' es, unsere beiden Seelen,
Sie sind Eins im innigsten Verein;
Was kann jetzt noch unserm Glücke fehlen?
Du bist mein und ich bin ewig dein . . . . .

Am 23. Mai 1837 führte er die Geliebte heim und bezog eine neben dem elterlichen Hause gelegene Wohnung. Er war so recht „Hans im Glück" damals. Die junge Frau, eine liebliche und anmutige Erscheinung, spielte bald auch im „Frohsinn" eine bedeutsame

Rolle, wurde ihr doch, da seit 1838 der bisherige Männerchor zu einem gemischten erweitert worden war, die Präsidentschaft des Damenkomitees übertragen, die sie mehrere Jahre innebehielt. Auch an den dramatischen Aufführungen hat sie sich beteiligt, und manche von den Frauenfiguren der Halderschen Muse half sie aus der Taufe heben. Halder selbst aber, als 1841 nach achtjähriger Tätigkeit Bion von seiner Präsidialstelle zurücktrat, wurde als bisheriger Vereinspoet einstimmig auf den freigewordenen Ehrenposten berufen und hat ihn während fünf Jahren mit aller Hingebung und der ihm eigenen Pünktlichkeit ausgefüllt. Was er übernahm, dem widmete er sich mit Leib und Seele, vor allem da, wo Neigung und Liebhaberei ihn so sehr befähigten, im Dienst der Musen zu wirken. Was der „Frohsinn" an musikalischen Taten unter seiner Leitung geleistet, das erzählen in ausführlicher Weise die „Frohsinn"-Protokolle, das erzählt uns in abgekürzter, übersichtlicher Form vor allem auch Brassel in seiner Denkschrift zu dessen 50jährigem Jubiläum.[1]) Einer Tat nur soll hier Erwähnung getan werden, wirft sie doch ein helles Licht auf den selbstlosen Charakter des Dichters und auf sein Bestreben, nicht nur sich selbst, sondern auch andere glücklich zu machen. Seiner Initiative war es zu verdanken, daß im Januar 1843 beim zehnjährigen Stiftungsfeste eine Tat zustande kam, die mehr wert gewesen als die Konzerte und schönen Reden. Wie viele der alten St. Galler erinnern sich wohl noch jenes „Frohsinn"-Faktotums, des Pedells Brunner, der, armer Leute Kind, sein Leben im Spital fristen mußte und ursprünglich nur aus Gutmütigkeit einiger „Frohsinnianer" an seine Vereinsstelle gewählt worden war. In wahrhafter Hundetreue war er nach Kräften sie auszufüllen bemüht, immer munter, immer gefällig und tätig, so daß die Kommission beschloß, ihn endgültig aus seinem traurigen Logis zu erlösen und den Menschen wieder zu geben. Aus Halders Feder stammt jenes noch erhaltene Bittzirkular an die „Frohsinn"-Mitglieder, das mit den charakteristischen Worten beginnt: „Das „Frohsinn"-Komitee sähe unser zehnjähriges Jubiläum gerne mit einem Akte gekrönt, welcher dem Andenken an dasselbe einen weit höheren Wert verleiht, als alle Dekorationen, Festgesänge etc., nämlich mit dem Akt, einen Menschen glücklich, ja glückselig zu machen." Und dann führt es weiter aus, wie der gute Brunner, wenn immer die Subskription bei den Mitgliedern Erfolg haben sollte, für immer aus dem Spital, wo er in der Armenabteilung mit „einem Rudel von Leuten aus der verkommensten Klasse, unter Arbeitshäuslern, kurz, unter körperlich, geistig und gemütlich verkrüppelten Menschen zu essen, zu schlafen und zu arbeiten hat", erlöst werden soll, indem ihm für eigenes Logis und ausreichende Unterstützung gesorgt werde. „Wir haben noch nie", so schließt jener Aufruf, „ein Subkriptionszirkular mit so freudiger Hoffnung von Stapel laufen lassen, wie das gegenwärtige, möge dasselbe bei seiner Rückkehr unsere Zuversicht rechtfertigen! Gebet! Geben ist seliger als Empfangen!" Und sie kam wirklich zustande, und an jenem Festabend war in St. Gallens Mauern ein Glücklicher mehr. Halder aber blieb für manche Jahre der Verwalter des kleinen Kapitals, das für den überseligen Brunner ein Vermögen darstellte.

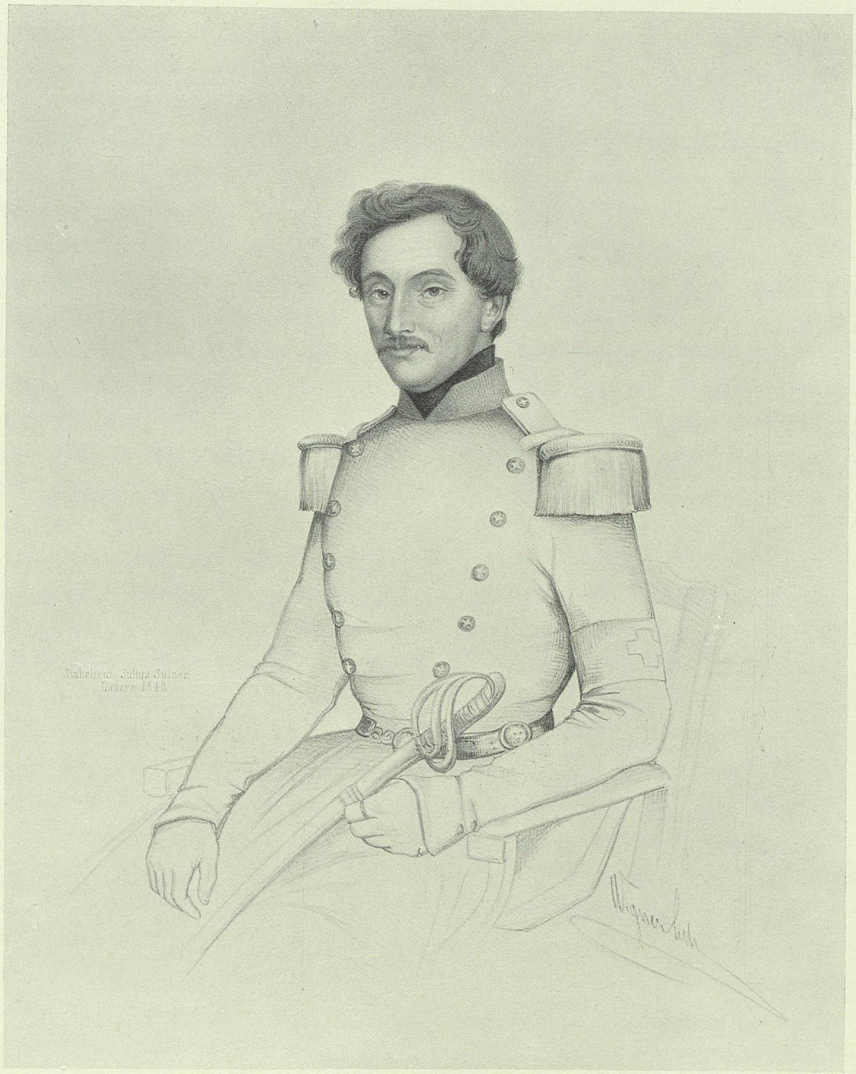
Im Jahre 1845 schied Halder unter dem Drucke mannigfacher Verhältnisse, worunter Kränklichkeit, Todesfälle in der Familie und engern Verwandtschaft das Hauptsächlichste mochten beigetragen haben, aus der Leitung seines geliebten „Frohsinns", den er mit

[1]) J. Brassel: Denkschrift zum 50jährigen Jubiläum des „Frohsinn" St Gallen. St. Gallen 1883.

seinem Kollegen Bion und einigen andern aus kleinen Anfängen zu erfreulichster Blüte geführt hatte. In freudiger Anerkennung wurde dem Scheidenden von den Damen des Vereins ein Dankgedicht, sowie ein Geschenk, Uhlands Werke, dargebracht. Drei Jahre später zog sich Halder, wie auch Bion, ganz aus dem Verein zurück, zu dessen Ehrenmitgliedern sie ernannt wurden, und damit endet für den Dichter ein bedeutender Lebensabschnitt. Seine Muse verstummt für manche Jahre; andere, weniger heitere Ereignisse verdrängen die fröhlichen Bilder munterer Sanges- und Freundeszeit und lehren den nur dem Sonnigen lebenden Poeten, daß das Dasein an den Mann auch noch andere Anforderungen stellt und er nicht in einseitiger Weise nur dem nachjagen darf, was das Leben reizvoll und genußreich macht. Im Jahre 1847 muß Halder auch von seiner bisherigen kaufmännischen Stellung zurückgetreten sein, um in das seinem Onkel Kaspar Halder gehörende Papiergeschäft überzusiedeln. Kränklichkeit mochte den Oheim bewogen haben, das Geschäft allmählich in andere Hände übergehen zu lassen; schon im nächsten Jahre starb er, und Halder übernahm es auf eigene Rechnung.

Aber auch im öffentlichen Leben der Stadt hat Halder zeitweise eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Das Vertrauen seiner Mitbürger berief ihn, der schon durch seine „Frohsinn"-Stellung und seine Leutseligkeit zu einer stadtbekannten und beliebten Persönlichkeit gestempelt war, nacheinander in die verschiedensten Ämter. So wurde er schon im Jahre 1841 Rechnungsrevisor des Verwaltungsrates, später Bezirksrichter und Gemeinderat. Zu Ende 1846 übertrug ihm der Schulrat den Buchhaltungsunterricht an der merkantil-bürgerlichen Abteilung der im Herbst 1842 neueröffneten Industrieschule, so daß er vorübergehend in der Lage war, auch die Leiden und Freuden eines Schulmeisters genießen zu können. Freilich war bei dieser neuen Würde mehr Ehre, als Gewinn zu holen; denn da sein Amtsvorgänger, Kaufmann Köberli, den Unterricht unentgeltlich erteilt hatte, wollte ihm Halder darin nicht nachstehen und erklärte von vornherein, für die zwei wöchentlichen Unterrichtsstunden keine Entschädigung zu beanspruchen.[1]) Freilich legte er schon nach zwei Jahren das Amt wieder in die Hände der Behörde zurück; sein neuübernommenes Geschäft erforderte seine ganze, ungeteilte Arbeit. Im Jahre 1850 wurde er dafür in den Schulrat selbst berufen und erhielt dort das Kassieramt für die Knabenschule, das mit dem bescheidenen Jahreshonorar von 100 Gulden eine Menge Arbeit brachte, umfaßte es doch neben der bürgerlichen Knabenprimarschule die Knabenrealschule, die aus Gymnasium und Industrieschule bestehende „höhere Lehranstalt" sowie die Aktivbürgerprimarschule für Knaben und Mädchen, deren Rechnung von den andern erst noch gesöndert zu führen war, da diese Schule sich selbst durch die Schulgelder der Kinder erhalten mußte. Es lastete so ein nicht unerhebliches Maß von Arbeit auf ihm. Wenn wir dann noch erfahren, daß ihm das Inspektorat über den Englischunterricht am Gymnasium, sowie über das Turnen zugeteilt worden war, daß er der Kadettenkommission angehörte, Delegierter beim Verkaufe des Bubenklosters an das Kaufmännische Direktorium und bei Ankauf der Gärtleliegenschaft für den Bauplatz der neuen Kantonsschule war und als Baukassier beim Schulhausbau amtete, so wird man sagen dürfen, Halder habe auch seiner Bürgerpflicht nach außen vollauf Genüge geleistet. Uneinigkeiten mit der Rechnungskommission bestimmten den Dichter, auf Juni 1853 seinen Austritt aus der

[1]) Schulratsprotokoll vom 12. November 1846.



Arnold Halder
Stabs-Major und Divisions-Kriegskommissär.

Behörde zu erklären,[1]) womit denn auch Halders Tätigkeit im öffentlichen Dienste ihren Abschluß gefunden.

Dem weitern Vaterlande hat er als Soldat gedient, indem er in ziemlich rascher Folge die militärischen Grade bis zum Major durchlief, wobei er sich in seiner Eigenschaft als Kaufmann für den Verwaltungsdienst entschlossen hatte. Schon 1835 war Halder Lieutenant beim eidgenössischen Oberkriegskommissariat, und, als dann der Sonderbundskrieg die Schweizer unter die Waffen rief, war er als Kriegsbeamter 2. Klasse mit dem Rang eines Majors eingerückt. Ursprünglich der zweiten Division unter Burkhardt zugeteilt, wurde er noch vor Beginn der Aktion in die fünfte Division Gmür versetzt und hatte so die Freude, mit seinen Freunden und Bekannten den Feldzug mitzumachen. Die erste Bewegung der eidgenössischen Armee erfolgte bekanntlich gegen Zug. Da dieses von den Sonderbundskantonen am meisten dem Angriff ausgesetzt war, wohl auch von den Mitverbündeten nicht die nötige Unterstützung erhielt, hatte sich in der Stadt Zug eine starke Gegenpartei gebildet, so daß die Zuger Regierung beim erdrückenden Angriff der Eidgenossen, trotz Abmahnung der Sonderbundsregierung, mit General Dufour zu unterhandeln begann und bald darauf auch die Kapitulation erfolgte. Die Division Gmür rückte in Zug ein. Halder hatte als deren oberster Kriegskommissär natürlich nur vom Hintergrunde aus Zeuge der Kämpfe sein können und ist aktiv in keine Aktion gekommen; die schwierige Aufgabe, die administrative Verwaltung des ihm zugeteilten Truppenkörpers und die Führung der Kriegskasse, was sicherlich viel Umsicht und Pünktlichkeit erforderte, erfüllte er zu völliger Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, schreibt doch der damalige Oberkriegskommissarius Abyß in seinen „Erinnerungen“[2]): „Die Stellung, Stärke und große Ausdehnung der 5. Division (Gmür), welche den linken Flügel der Armee bildete und sich in den Kantonen Zürich und St. Gallen gegen die Grenzen der Sonderbundsstände bewegen sollte, geboten ebenfalls die Anordnung eines gesönderten, möglichst gesicherten administrativen Dienstes für dieselbe. Diese wurde bewirkt durch die Bestimmung des Herrn Kriegskommissairs 2. Klasse Major Halder, von St. Gallen, welcher, seiner Bestimmung vollkommen gewachsen, die Vorsorgen und Leistungen der Kriegsverwaltung in ganz entsprechender Weise entwickelte und unter allen Umständen unterhielt, so daß auch bei dieser Division über das Kriegskommissariat wenige Klagen sich erhoben, und auch diese bei näherer Untersuchung nicht den Verwaltungsbeamten zur Last fallen konnten . . . .“ Daß somit Halders Leistungen nach jeder Seite anerkannt wurden, geht aus diesen Bemerkungen zur Genüge hervor. Wo man ihn hinstellte, erfüllte er die ihm übertragene Aufgabe in zweckentsprechender Weise. Bis in die oberste Kriegsleitung war man von seiner Tüchtigkeit und Brauchbarkeit überzeugt, so daß schon am 26. Januar 1848 General Dufour in einem Schreiben an den eidgenössischen Kriegsrat sich äußerte: “Voici donc les avancements que le soussigné se trouve dans le cas de proposer. . . .” Es folgt hierauf die Aufzählung der zur Beförderung vorgeschlagenen Offiziere der verschiedenen Truppen, wobei er bei den Verwaltungstruppen bemerkt: “Il y aura après la liquidation des comptes plusieurs propositions à faire, mais pour le moment il semblerait

[1]) Schulratsprotokolle vom 24. September und 7. Oktober 1852.

[2]) Abyß R.: Erinnerungen aus dem Dienste der Kriegsverwaltung bei der eidgenössischen Armee im Feldzuge gegen den Sonderbund im Winter 1847—1848. Zürich 1850. S. 56 uf.

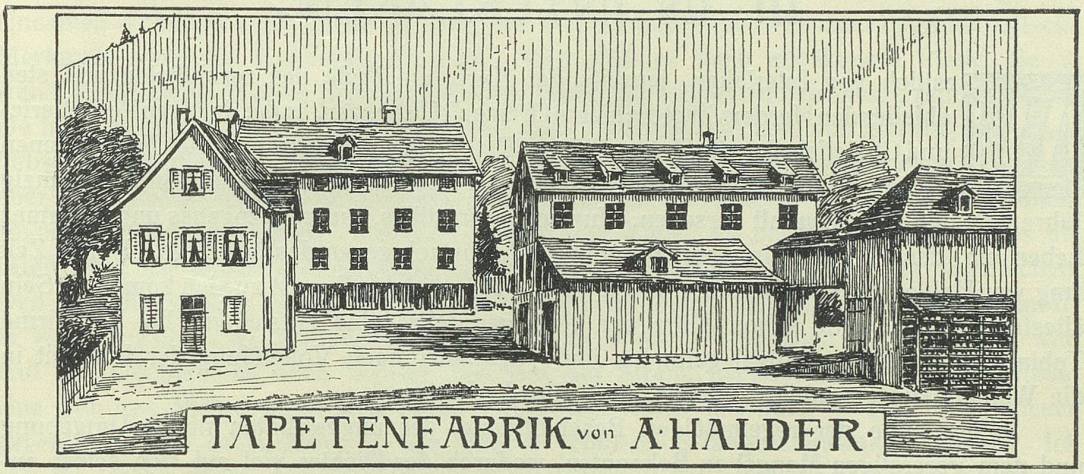
juste de donner le rang de Lieutenant-colonel à Messieurs Huber I. R. . . . . A. Halder de St-Gall, major depuis 1845, et servant avec beaucoup d'habilité comme commissaire de division à la Ve Division."[1]) Die vom obersten Heerführer vorgeschlagene Beförderung erfolgte allerdings erst 1850, worauf Halder zum Oberstlieutenant und Kriegskommissarius 1. Klasse ernannt wurde. welchen Rang er bis zu Ende der fünfziger Jahre bekleidete. Auf ein gestelltes Gesuch wurde ihm am 28. Februar 1859 „die verlangte Entlassung aus dem Kommissariatsstabe in allen Ehren und unter Verdankung der geleisteten Dienste" erteilt.

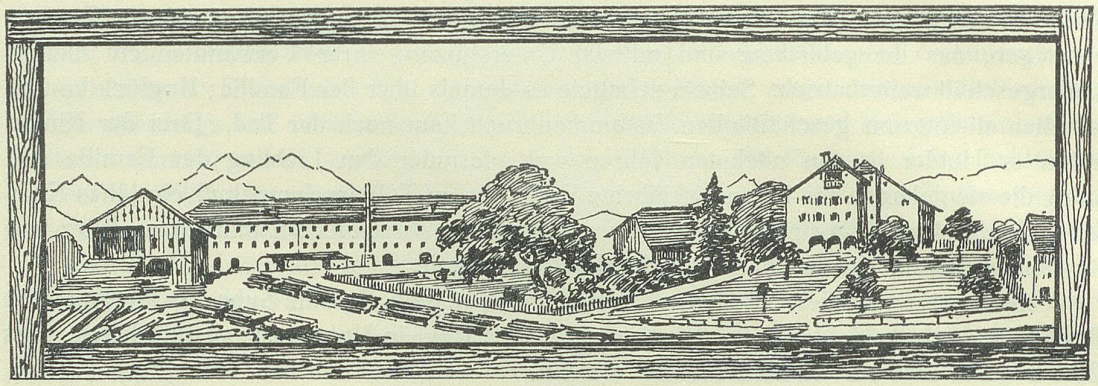
Das fünfte Jahrzehnt brachte den verhängnisvollen Umschwung in Halders äußerm Leben. Er hatte das Papiergeschäft an der St. Leonhardstraße auf eigene Rechnung übernommen und es noch zu erweitern sich bestrebt. Aber sei es, daß es ihm nicht einträglich genug schien, oder daß ein in Halder steckender Trieb, etwas Größeres anzulegen, den Ausschlag gab, er kam auf die Idee, eine Tapetenfabrik zu gründen, in die er viel Geld, eigenes und fremdes, hineinsteckte. Aber bei diesem Unternehmen blühte ihm kein Glück. Die an der Wassergasse gelegene Fabrik war schon im Betriebe, aber noch nicht versichert, als eines Tages durch die Unvorsichtigkeit eines Angestellten in der zum Etablissement gehörenden Leimsiederei durch Anfeuern mit Hobelspänen ein Brand ausbrach, der in wenigen Stunden das Ganze in Asche legte. Halder stand vor seinem Ruin. Seine Vermögensverhältnisse waren damals sowieso prekär geworden, denn, — es muß gesagt werden, — ein eigentlicher Kaufmann war Halder wohl nie gewesen. Eine frohe und heiter angelegte Natur, die etwas vom naiven Glauben von den Sperlingen und den Lilien auf dem Felde an sich hatte, war Halder vielleicht zu sehr geneigt, das Leben von der leichten Seite zu nehmen, und die „Frohsinn"-Zeiten mit ihrer vor allem dem Vereine gewidmeten Tätigkeit, wozu Lust und Neigung ihn trieben, waren nicht dazu angetan gewesen, ihm den vollen Begriff eines Verantwortlichkeitsgefühls sich und seiner Familie gegenüber zu konsequenter Arbeit klar werden zu lassen. Als Sohn vermöglicher Eltern, sowie Gatte einer gutsituierten Frau, dazu von einem Kreise ihn liebender und sein Dichtertalen bewundernder Freunde umgeben, glaubte sich Halder immer auf Rosen gebettet. Der Aufwand, der damals in Halders Hause geführt wurde, mag auch seine Mittel etwas überstiegen haben, und so muß es ein bitterer Schritt für den an ein sorgloses und wohlhabendes Leben Gewöhnten gewesen sein, als er nun plötzlich von seiner Höhe herabsteigen sollte. Denn wenn ihm auch die vertrautesten Freunde helfend beisprangen, eines konnten sie nicht abwenden, daß das ganze Geschäft liquidiert werden mußte. Auch das Papiergeschäft wurde dann verkauft. Damals muß es auch zu einer Aussprache zwischen den beiden Gatten gekommen sein, denn ihre Charaktere und Lebensansichten waren zu verschiedenartig: Halder ein lustiger Vogel, sich ganz gebend wie er war und bestrebt, dem Leben möglichst die schönsten Seiten abzugewinnen; Susanna Halder, eine mehr ernste, verschlossene Natur, ängstlich bedacht, stets den Schein nach außen zu wahren, konnte dem Manne den Vorwurf leichtsinnigen Dahinlebens nicht ersparen. Damals schieden sich auch die Wege beider, aber Neigung und Pflichtbewußtsein hielten sie nicht dauernd getrennt. Daß Arnold Halder der Boden der Vaterstadt unter den Füßen brannte, wo er sich kleinen Verhältnissen anpassen sollte, ist begreiflich, und so ging sein Blick nach außen. Denn nun hieß es tatsächlich: arbeiten, verdienen. Susanna Halder blieb vorder-

[1]) Laut Mitteilung des eidgenössischen Militärdepartements in Bern.

hand mit den jüngern Kindern in St. Gallen zurück, wo sie mit einem bescheidenen Frauenvermögen, das ihr geblieben, und mittelst Unterstützung ihrer Verwandten ein kleines Liniergeschäft weiterbetrieb. Schwer schattete es damals über der Familie; Unglück kommt ja selten allein; zum geschäftlichen Zusammenbruch kam noch der Tod. Drei der Kinder nahm er Halder in den nächsten Jahren weg, darunter den Liebling der Familie und aller, die sie gekannt, die kaum vierjährige Frida, die an Tollkirschengenuß ein jähes Ende fand, den erst zwölfjährigen Otto, und zu Ende des Jahrzehnts im blühenden Alter von 18 Jahren, Luise, ein Mädchen von holder Lieblichkeit.

Halder aber verließ St. Gallen. Nachdem er einige Zeit in Suhr im Aargau eine Buchhalterstelle bekleidet hatte, fand er ein stilles Asyl in Unterseen bei Interlaken. Das Bödeli sollte ihm zur zweiten Heimat werden.





Die Parketteriefabrik in Interlaken. (Nach einer Zeichnung A. Halders.)

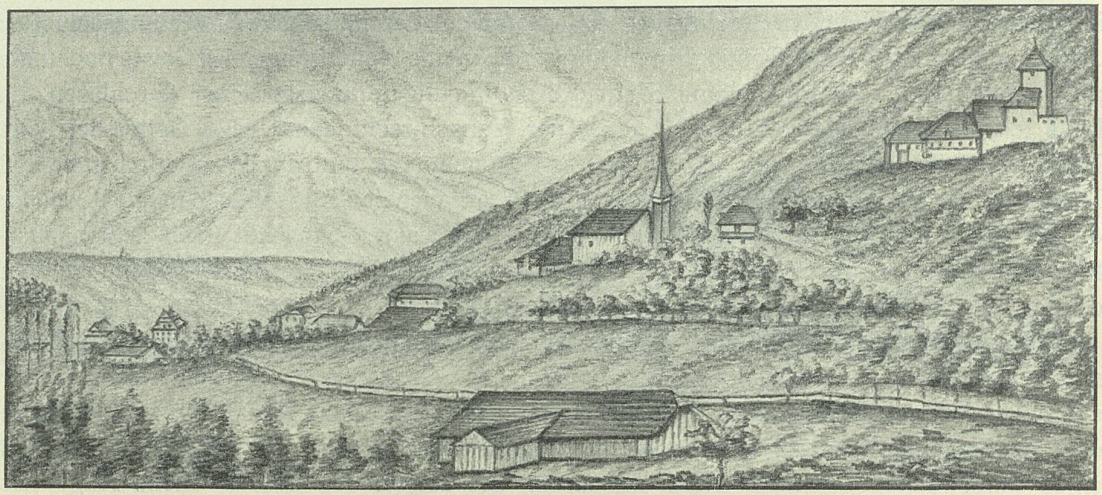
III. IN INTERLAKEN.

Westlich von Interlaken, jenseits der Aare, am Fuße des zerklüfteten und steil abfallenden Harders liegt die kleine Ortschaft Unterseen. In der dortigen Parketterie- und Chaletfabrik hatte Halder 1858 auf Betreiben von Bekannten einen bescheidenen Posten als Buchhalter gefunden und die Stelle in der Folge auch in die zwanzig Jahre treu und gewissenhaft versehen. Nun setzte ein stilles, zurückgezogenes und einsames Leben ein, das in mehr als einer Beziehung jäh abstach gegen das bisherige. Einige Zeit lang war Halder ganz allein; dann ließ er seinen dritten Sohn August zu sich kommen. Sein ältester, Daniel, hatte schon Mitte der fünfziger Jahre eine Anstellung bei der Firma Tobias Anderegg in Wattwil gefunden und war später nach Vollendung der Lehrzeit in die Welt hinaus gewandert, vorerst nach Rio de Janeiro.

In der Stille der regelmäßigen Beschäftigung, der ungewohnten neuen Umgebung und dem vorerstigen Mangel an Bekannten, wodurch der Dichter viel auf sich selbst angewiesen war, kam nach und nach Ruhe in das von den letzten Stürmen hart mitgenommene Gemüt. Vor allem fand Halder einen Ablenker für allfällig trübe Stimmungen in der herrlichen Landschaft; der Zauber der Berner Oberländer Bergwelt übte auf ihn, wie auf so manchen andern schon, seine mächtige Einwirkung. Ein begeisterter Berggänger war Halder schon immer gewesen, kein Bergfex im heutigen Sinne des Wortes, der nur in die Alpenwelt hinaufrennt, um so und so viele bisher unbezwungene Wände abzuklettern und mit dem Leben schmählich Fangball zu spielen, wobei nur zu oft Nervenkitzel und Renommisterei die treibenden Kräfte sind. Aber tagelang in den Bergen umherzustreifen und all das Schöne, das sie in so reicher Fülle spenden, dankbar in sich aufzunehmen, war stets seine Lust gewesen, und Halder erfuhr so an sich den heilenden Einfluß unberührter Natur auf das wunde Gemüt des Menschen. An den Sonntagen, wenn die Arbeit ruhte, holte er den Bergstock aus dem Winkel, rüstete seine Nagelschuhe und fing an, die wunderlieblichen Täler und umliegenden Höhen zu durchstreifen, die damals noch nicht so sehr wie heute vom lärmenden Touristenstrom durchtobt waren. Und was Halder an diesen schönen Sommer- und Wintersonntagen geschaut und erlebt, das hat er nachher

in einem kleinen Heftchen festzuhalten unternommen, damit, wie er zu Anfang bemerkt: „ich in spätem Alter einen Genuß drin finden werde, meine Wanderungen im Geiste nochmals zu durchgehen . . . Werden meine Kinder diese flüchtigen Skizzen einst durchlesen, so hoffe ich, es werde dadurch auch in ihnen der Wunsch recht lebhaft rege, Gottes herrliche Natur recht oft und viel mit rüstigem Fuß und offenem Aug' und Herzen zu durchwandern! Ich verdanke diesen Wanderstunden die schönsten, erhabensten Augenblicke meines Lebens; darum faßt mich auch schon je am Montag früh eine wahre Sehnsucht nach dem nächstfolgenden Sonntag, wo es mir wieder vergönnt sein wird, die herrliche Gegend bald in dieser, bald in jener Richtung zu durchstreifen!"

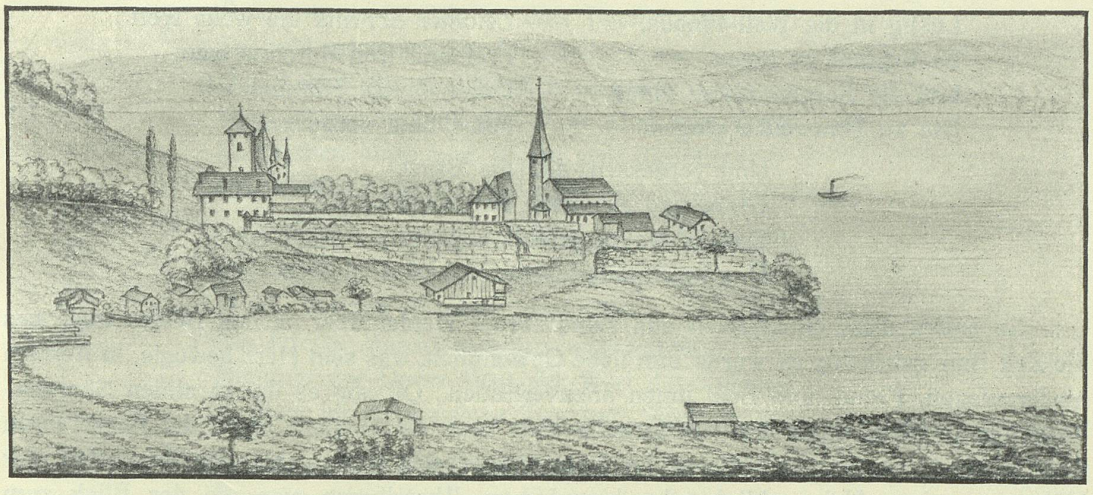
Es ist leider nur bei einem Anlaufe geblieben, denn bloß sechs solcher Sonntagsstreifereien haben ihre Aufzeichnung gefunden, aber sie genügen, um uns Halder wieder von neuer, liebenswürdiger Seite zu zeigen. Zwar sind es keine pompösen Naturschilderungen oder sentimentale Naturlobpreisungen; nur hingeworfene Skizzen, die bei aller Dürftigkeit eines persönlichen Stempels nicht entbehren. Sie zeigen das überall offene Auge des einsamen Wanderers, der für all die kleinsten und doch in ihrer Art wieder charakteristische Merkmale bietenden Erlebnisse Sinn hat. Und sind es auch allbekannte Pfade, die er wandelt, so gewinnen diese Schilderungen bei ihm etwas ungemein Frisches, Ursprüngliches. Da heißt es einmal am 10. April 1859: „Mit dem Vorsatze, den heutigen Sonntag zu einem hübschen Spaziergang zu verwenden, legte ich mich gestern abend nieder; beim Erwachen aber wollte keine goldene Morgensonne mich in meinem Vorhaben bestärken. Wilde Wolken zogen über die „Breitlauen" hin nach Mönch und Eiger, wo sie hängen blieben, bis die rauhe Bise sie weiter westlich jagte, um wieder einer neuen Schichte Platz zu machen. Den Abendberg hüllte ein dicker Nebel ein, und im Nordosten „tubakte" das „Hardermannli" in vollsten Zügen, so daß sein ganzes Revier in undurchdringlichen Rauch gehüllt war. Auf den Dächern lag noch Schnee, und von der Straße her hörte ich hin und wieder eine gefrorne Pfütze unter den Füßen eines Wanderers krachen, — und allem diesen gegenüber mein gutes Bett! — wer hätte da wohl noch lange schwanken mögen? Ich zog die Decke wieder bis hoch über den Hals hinauf, um noch einen Sonntags-„Nuck" zu tun und mir womöglich eine recht schöne Wanderung zu träumen. Da drang plötzlich ein glänzender Sonnenstrahl durch mein Zimmerfenster und vertrieb mit Blitzesschnelle alle Schlaf- und Traumgedanken. Mißmutig über die schon versäumte Morgenstunde, konnte ich kaum schnell genug meine einfache Toilette in Ordnung und mich selbst auf die Straße bringen . . . ." Es ist ja sehr oft wenig Hervorragendes, was das umherspähende Auge des muntern Beobachters erfaßt; aber gerade in dieser Kleinseherei liegt wiederum der eigene Reiz dieser an sich harmlosen, für Halder selbst, nicht für Fremde gemachten Aufzeichnungen. Wie heimelig schreibt er einmal von einer Morgenwanderungsankunft in Brienz: „In Brienz erklangen eben die letzten Glockentöne, die zur Morgenpredigt riefen; nur wenige verspätete Andächtige gingen noch an mir vorüber die Anhöhe hinauf, die den hiesigen Tempel des Herrn trägt. — Brienz selbst kam mir öde und verlassen vor; die Hauptstraße war menschenleer, und, — mitten auf derselben wandelnd, stieß ich meine Stirne an eine mächtige Kreuzspinne, welche ihr Seil von einem Hausdache zu dem gegenüberstehenden gespannt, und sich von der Mitte desselben, an silbernem Faden in der Luft hängend, ins Bereich der Fußgänger heruntergelassen hatte . . . ."



Wimmis am Niesen. — Schloß und Kirche. (Zeichnung von Arnold Halder.)

So führt uns das kleine Heft an all die bevorzugten Punkte jener Gegend: nach Lauterbrunnen-Staubbach, Brienz-Gießbach, Gießbach-Meiringen, Grindelwald-Wengernalp, welche Tour Halder im frühen Vorfrühling mit einem Führer durch Schnee und Sturm ausgeführt hat — zum Schmadribach und nach Mürren — immer geschmückt mit reizenden Bildchen und persönlichen Erlebnissen, mit eingestreuten, witzigen Bemerkungen, und in bescheidenen kleinen Bleistiftzeichnungen hat er gelegentlich manch malerischen Punkt festzuhalten versucht. Diese Aufzeichnungen dienten dem Dichter später als Wegleitung in seinem Buche „Bergluft"; so manche der hier geschilderten Momente kommen im größeren Werke wieder zur Verwendung.

Auf solche Weise wurde Halder durch seine fortwährenden Ausflüge und Streifereien, die er zwar immer in der Region des ohne sonderliche Gefahren Erreichbaren ausführte — seine größte Hochgebirgstour war wohl sein Auftsieg zum Rottal, den er uns in launigster Weise beschrieben — zu einem der besten Kenner jener Gegenden, wurde ein unermüdlicher Pionier und Pfadfinder des engern Berner Oberlands, das er nicht bloß zu Fuß durchwandert hat, sondern dessen Schönheiten er auch in Wort und Bild zu fixieren bestrebt war. Viel vor allem verdankt ihm Interlakens nähere Umgegend. Er war es, der die schönsten Aussichtspunkte um den aufstrebenden Fremdenort auffand und bekannt machte, besonders am kleinen Rugen, jener südlich von Interlaken aufsteigenden, ins Bödeli vorgeschobenen, reichbewaldeten Felspartie. „Er ist ein Juwel, dieser kleine Rugen, im reichen Kranze von Interlakens Naturschönheiten", heißt es bei ihm einmal, „du magst ihn tausendmal begehen und noch beim tausendsten Male wirst du ihm neue Reize abgewinnen. Diese Fülle bald engerer, bald weiterer Aussichtspunkte, einer den andern an Lieblichkeit überbietend, diese Menge lauschiger, oft halb versteckter Ruheplätzchen; die zahllosen, sich kreuzenden, leicht begänglichen Wege, und über dem allem der herrliche Waldesduft und der erquickende, wohltuende Schatten . . . ." Einer dieser Punkte aber ist von Halder nicht nur entdeckt, sondern auch benannt und heute zum Gemeingut jedes Interlakenbesuchers und aller Reisebücher geworden, die auf der ersten Abstufung des



Spiez von der Landseite. (Zeichnung von Arnold Halder.)

großen Rugens gelegene „Heimwehfluh“, von wo der Blick hinausschweift über das Bödeli, den Thuner- und Brienzersee, hinüber nach dem Harder und Beatenberg. Eine Karte des Bödeli ist von Halder ausgearbeitet und veröffentlicht worden, und so ist denn sein Schaffen und Wirken auf diesem Gebiet ein so mannigfaltiges gewesen, daß es fast nur wie eine späte Ehrung erscheint, wenn ihn die Sektion Oberland des S. A. C. 1883 zum Ehrenmitglied ernannte, als Anerkennung für vieljährige, erfolgreiche Bestrebungen zur Hebung und Förderung Interlakens als Fremdenort. „Möge es unserm herrlichen Berner Oberland noch viele Jahre vergönnt sein, in Ihnen auch fernerhin einen eifrigen Verehrer und steten Förderer aller unserer Bestrebungen zu erblicken, . . .“ heißt es im Begleitschreiben.

Mit der Freude an der Natur und der Ruhe, die diese Wanderungen über Halder gebracht, ist auch die Lust am Singen und Dichten wieder in ihm rege geworden, nachdem sie lange Jahre geschlummert hatte.

Die Muse floh mich, mir ward bang,
Sie werd' nicht wiederkehren;
Ach, volle zwanzig Jahre lang,
Mußt' ich sie hart entbehren.
Da plötzlich stieg sie ungeahnt
Ins öde Herz mir wieder,
Und bot mir freundlich ihre Hand
Und gab mir neue Lieder.

In Interlaken erblüht Halder ein zweiter Liederfrühling; die lang verstummte Harfe hebt neu zu tönen und klingen an. Aber nicht mehr Liebeslieder, nur wenige Appenzellerschnurren und St. Galler Spässe werden jetzt geboren; was den Dichter vor allem zum Singen treibt, ist die Freude an der hehren Natur; es ist die Zeit jener Wanderlieder, deren bekanntestes wohl sein:

Lustig in die Welt hinaus,
Es beginnt zu tagen,
Laß die Sorgen du zu Haus,
Die zu Haus dich plagen.

Leichten Schritts die weite Welt
Frei und froh durchmessen,
Unter Gottes Himmelszelt
Alles Leid vergessen.

Und vergessen, daß die Brust
Gram und Schmerz durchbeben,
Das ist wahre Wanderlust,
Das ist Wanderleben . . . . . .

So halfen diese Streifereien und seine Lieder Halder über all das Bittere weg, was die Zeit ihm gebracht; es wurde ihm liebe Gewohnheit, was sein Herz bewegte, in Reimen niederzulegen, Freud' und Leid ihnen anzuvertrauen. Oft zog es ihn in stillen Sommerabendfeierstunden, wenn der Abendrauch sich über die Gegend legte, die Berge ihren roten Schleier anzogen und die beiden Seen wie silberne Spiegel heraufschimmerten, zur Höhe, zu seiner Heimwehfluh oder hinauf zum Abendberge, von wo der Blick zum Jungfraumassiv hinüberschweift. Da saß er dann; rückwärts spann die Erinnerung ihren blinkenden Faden; der Einsame ließ sein Leben noch einmal an sich vorübergleiten und hielt stille Abrechnung mit sich selbst.

Es war zur stillen Zeit der Abendneige,
Weit um mich her so ruhig lag die Welt —
Nur eine Amsel auf dem Buchenzweige
Sang noch ihr Liedchen unterm Blätterzelt.
Und hoch vom Fels, aus dunkelm Tannenreise,
Erscholl des Käuzchens melanchol'sche Weise.

Sonst Ruh' allüberall. Ein heil'ger Friede
Lag ausgebreitet, wie ein Gotteshauch,
Rings über der Natur, als schlöß' sie, müde
Vom heißen Tagewerk, ihr Mutteraug';
Nur hier im Herzen wollt' es sich nicht legen,
Hier war ein seltsam Träumen noch und Regen.

Erinnerung führte mich mit Zauberhänden
Weit, weit zurück in jenes Feenreich,
In jenen Garten, dessen Blütenspenden
So farbenglühend und so duftig weich;
In jene Zeit, wo ich als froher Knabe
Mit bunten Steinchen noch getändelt habe.

O war't ihr schön, ihr seligen Jugendtage,
Nein, keine Erdenlust kommt euer gleich,
Des Heilands Wort ist nicht nur fromme Sage,
Nein, nein, den Kindern ist das Himmelreich.
Und blieb' mir einst die Ewigkeit verschlossen,
Als Kind hab ich den Himmel doch genossen.

Ach, nur zu flüchtig ist dies Jugendträumen,
Zu bald erloschen ist der Zauberkreis,
Das Leben eilt, es läßt dich nirgends säumen,
Kurz ist die Spanne Zeit vom Kind zum Greis.
Es reichen Grab und Wiege sich die Hände,
Du träumst vom Anfang noch und stehst am Ende.

Und doch, wo Hand und frommer Herzenswille
Der Mitwelt Wohl sich opferfreudig weihn,
O wie vermag da eine Segensfülle
Ein kurzes Menschendasein auszustreun!
Nicht in der Dauer liegt der Wert des Lebens,
Er liegt im Adel deines Tun und Strebens.

So sprach's in mir, und eine Trän' entrollte
Dem feuchten Aug' und klagt' mich bitter an;
So viel des Guten, das ich, ach, nur wollte,
So viel des Bösen, das ich voll getan,
Rief sie mir wach in meiner tiefsten Seele
Und zeigt' mir meines Lebens ganze Fehle.

Und doch, wie schön war mir's einst aufgegangen,
Wie bot es eine Fülle mir von Glück;
Ich hab so reich aus seiner Hand empfangen
Und gab so wenig, ach, gab nichts zurück;
Das Pfand, das ich von meinem Gott erhalten,
Ich wußt' es nicht mit Segen zu verwalten.

So trauert' ich an meiner Lieblingsstelle;
Sonst träumt' ich selig manche Stunde hier;
Heut' sah ich vor mir nur des Grabes Schwelle
Und ein verlornes Leben hinter mir.
Kein ferner Lichtblick, der das Herz erfreue,
Es bot nur Einem Raum: zu später Reue.

Da sieht der Dichter in einer Vision aus klarem Himmelsraume einen Engel niederschweben; ein Schriftstück reicht ihm jener dar, darauf in mannigfachen Weisen und Zungen verzeichnet stand, was, tief ergriffen von der Schönheit dieses Erdenflecks, der Heimwehfluh, Menschen aller Zonen hier empfunden und in Worte gefaßt hatten. Ihm, dem Dichter, gebührte ihr Dank, weil er als Erster diese Stelle gefunden und ihre Pracht der Welt kundgetan hatte. Denn wie ein Samenkorn war es aufgegangen, was er einst jubelnd gesungen: „Kommt Völker, kommt, dies Paradies zu schauen!“ Auch das war eine Tat, die ihm dereinst vom Schöpfer angerechnet sein würde, und tröstend sprach der Gottesbote:

„So jauchzest du, und sieh, die Völker kamen,
Und tausend, tausend Herzen freuen sich,
Und nennet auch nicht eines deinen Namen,
Ihr Jubelwort birgt Segen doch für dich.
Was noch so leis' die Lippe hier gestammelt,
Hier steht's, zum Dankgebet für dich gesammelt.

Und wenn dereinst auf deinen Lebensblättern
Das Richterauge unsres Schöpfers ruht,
Dies eine hier mit seinen goldnen Lettern,
Es macht dir tausend unbeschriebne gut!"
Der Engel sprach's und floh zum Himmelsraume;
Ich aber wachte auf aus meinem Traume.

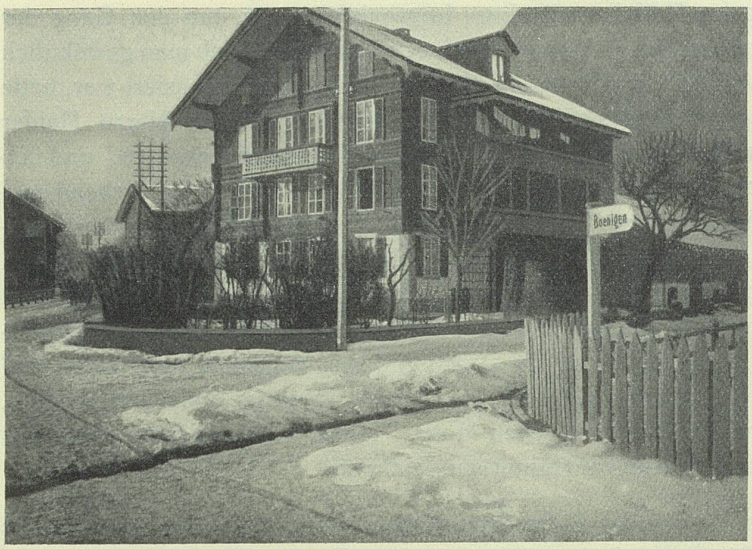
Und gestärkt steigt der Dichter hinab in seine niedre Hütte.

Nach und nach war Halder in seiner neuen Heimat bekannt geworden, hatte Freunde gefunden, und bei seiner doch immer gesellig veranlagten, offenen Natur, die Menschen um sich sehen mußte, konnte es nicht ausbleiben, daß er allmählich der Mittelpunkt eines kleinen, aber fröhlich tätigen Kreises wurde. Halder war und blieb die Beschäftigung mit der schönen Literatur ein Herzensbedürfnis, womit er seine Mußestunden ausfüllte, und er hatte sich tatsächlich im Lauf der Jahre ein nicht geringes Maß literarischer Kenntnis angeeignet. Aber damit war es ihm nicht genug; er mußte andere anregen, mußte mitteilen; er wollte die Freude an den poetischen Schätzen unserer Muttersprache auch bei andern wecken. Schon bei seinen Kindern in St. Gallen hatte Halder die Liebe für diese Dinge zu fördern gesucht; es gehört zu einem der herzlichsten Züge aus seinem Leben, wie er seinen ältesten Sohn Daniel angespornt, mit einigen gleichgesinnten Schulkameraden eine Knabenvereinigung „Morgenstern" zu gründen, in der im Halderschen Hause zusammen gelesen, deklamiert und Theater gespielt wurde, wobei an jährlich stattfindenden Prüfungen dem Besten von Papa Halder irgend eine kleine Gabe als Aufmunterungszeichen geschenkt ward. „Die Freude an der Dichtung ist mir in jenem Spiel aufgegangen", hat mir ein sich jener Tage mit Vergnügen noch erinnernder Teilnehmer selbst gestanden. Und so war Halder denn auch in Interlaken mit einigen Gesinnungsgenossen bestrebt, eine literarische Vereinigung zu gründen. 1862 wurde von ihm die „Leistgesellschaft" ins Leben gerufen, in der Vorträge gehalten, wo debattiert und kritisiert wurde. Immer stand Halder an der Spitze. Wenn die Fremdensaison vorbei war und es in dem sonst so belebten Orte stille wurde, wenn draußen Stein und Bein gefroren und der Schnee das Land deckte, entwickelte sich in der jungen Gesellschaft ein reger und munterer Gedankenaustausch. Um die Genossen zu eigenem Schaffen anzufeuern, ging Halder mit gutem Beispiel voran. „Jeden Montag", so schreibt mir ein warmer Verehrer und ehemaliger Genosse Halders, Sekundarlehrer Wymann, „waren im Hotel Oberländerhof die Vorträge des literarischen Vereins. Hier war Papa Halder, wie er kurzweg genannt wurde, der Brennpunkt der Vereinigung. Nach außen war zwar ein Komitee von drei Personen da, allein der Pol, um den sich alles drehte, war doch Halder. Er machte auf neue Talente aufmerksam, zeigte neue Bahnen, wies auf zügige Themata hin, war

jeden Abend da und sprang im Notfalle mit einer Improvisation ein, um den Gang der Vorträge nicht unliebsam unterbrechen zu lassen. Nach den Vorträgen blieb man gewöhnlich noch ein wenig beieinander sitzen, und Papa Halder, der sonst immer pressiert war, hatte bei dieser Gelegenheit ein ganz solides Sitzleder. Hier war es, wo ich Herrn Halder vorgestellt wurde. Er kam mir mit seinem ganzen liebevollen Herzen entgegen, und ich nahte mich ihm mit ehrfurchtvoller Scheu, die aber bald dahinschwand. So verband uns bald eine auf gegenseitiger Achtung und Liebe gegründete Freundschaft, die in den regelmäßigen wöchentlichen Zusammenkünften gefestigt wurde. Als in den nächsten Jahren die literarischen Abende nicht mehr so besucht waren, lud Papa Halder die Vortragenden zu einem „literarischen Kränzchen" ein, das allwöchentlich auf der „alten Post" zusammenkam. Hier war man mehr unter sich, und die Eigenart jedes einzelnen kam mehr und besser zur Geltung. Man brachte kürzere Arbeiten, Lesefrüchte, Auszüge aus neuen Werken, kleine Kritiken derselben und Kinder der eigenen Muse. Halder hatte meistens ein neues Gedicht, das sich immer durch sonnigen Humor auszeichnete . . ."

Auf diese Weise wurde Halder der Stifter literarischer Wirksamkeit im kleinen, die manches später emporgeblühte Samenkorn ausgestreut hat. Er verwaltete persönlich die Bibliothek der jungen Gesellschaft. — Eine Zeitlang war er auch Lehrer für Buchhaltung an der Interlakner Handwerkerschule. In den siebziger Jahren vertiefte er sich in das Studium Fritz Reuters, dessen Humor ein gleichgestimmtes Echo in Halders Seele fand, und er benützte seine Mußestunden dazu, einen erklecklichen Teil von dessen Werken ins Hochdeutsche zu übertragen, um auch andern den plattdeutschen Dichter einigermaßen mundgerecht zu machen. Große Stücke der Franzosentid, der Festungstid, der Stromtid und von Dörchläuchting sind von ihm übersetzt worden, und als Auszug aus Adolf Wilbrandts bekannter Reuterbiographie hielt er seinen Oberländer Freunden einen längern Vortrag, darin er ihnen Reuters Eigentümlichkeiten und seine Stellung in der Literatur klar zu machen versucht, nicht ohne sich in der Einleitung zu entschuldigen, daß er, der nicht zur Literatur, sondern zu Zahlen und Rechnungen Herangebildete, es wage, ein solches Thema zu behandeln. Aber die Freude und Erbauung, die er bei dem prächtigen Mecklenburger gefunden habe, möchte er auch andern mitteilen, um dem Dichter neue Freunde zu gewinnen. Eine kleine, aber erlesene Fritz Reuter-Gemeinde war die erfreuliche Folge seiner Tätigkeit.

Aber nicht nur dem Dichter Reuter, sich selbst noch viel mehr hat er Freunde gewonnen, die ihm allzeit in Anhänglichkeit und Liebe treu und fest verbunden blieben. Wie oft kamen diese Freunde im Hause zu Matten beim „Papa Edelweiß" zusammen, der dort als freundlicher Gastwirt jeden willkommen hieß, wenn er mit schlichter Einfachheit vorlieb nehmen wollte. Denn schon seit Mitte der sechziger Jahre hatte Halder sich wieder mit seiner Gattin vereinigt, da zu Anfang 1860 sein zweiter Sohn Arnold, kaum zwanzigjährig, in St. Gallen gestorben war und Susanna Halder allein stand. Nun lebten die beiden mit ihrem dritten Sohne August, der in der Fabrik des Vaters ebenfalls eine Anstellung gefunden hatte. Sein ältester, Daniel, war indessen aus den Tropen zurückgekehrt und im Begriffe, ein eigenes Geschäft zu gründen. Er hatte sich 1872 mit einer Deutschen verheiratet, deren Mutter aber, eine Schweizerin, seit dem Tode ihres Mannes



Wohnhaus Arnold Halders in Matten-Interlaken.

mit Sohn und Töchtern wieder in ihrem Heimatort Interlaken lebte. Dem schönen, stattlichen Manne, der auch mit geistigen Gaben reich ausgerüstet war, fehlte nur eines: die Energie und ein klares Zielbewußtsein sich selbst gegenüber. Es mag wohl sein, daß er sich in seinen kaufmännischen Beruf, zu dem er tatsächlich keine Neigung gezeigt, nie einzuleben vermochte und an diesem Zwiespalt scheiterte; denn ursprünglich muß er, wie seine Freunde versichern, ein ideal veranlagter Kopf gewesen sein. Der ehemalige preußische Oberstabsarzt Philipp Lange, der sich nachmals unter dem Pseudonym Philipp Galen zu einem äußerst fruchtbaren, vielgelesenen, aber künstlerisch über das Mittelmaß sich kaum erhebenden Romanschriftsteller entwickelte, hat ihn zum Helden seines fünfbändigen Romans: „Der Löwe von Luzern" gemacht, worin auch die ganze Familie Halder in bestimmten Zügen verkörpert war, nicht gerade zur Freude Halders und seiner Gattin, die die Bekanntschaft Galens in Mürren gemacht hatten. Jedenfalls aber war Daniel Halder kein Geschäftsmann. Seine bei Zofingen gegründete Zwirnerei ging bald rückwärts, und als ihm bei der Geburt des ersten Kindes seine Frau starb, brach der haltlose Mann völlig zusammen. Nach drei Jahren verließ er seinen Aufenthaltsort, wo ihn doch alles an die Verlorne erinnerte, brachte sein Kind den Eltern nach Interlaken und zog wieder in die Welt hinaus, sein Glück draußen zu suchen, das er doch nicht finden konnte, weil er es nicht in sich trug. Der Vater hat dem Scheidenden damals die tiefempfundenen Worte zugerufen:

Leb' wohl, mein Sohn! Will's Gott, ich seh' dich wieder
Hienieden noch, und soll es anders sein,
Schließt früher mir der Tod die Augenlider
Zum letzten Schlummer in dem engen Schrein,
Wir werden, sei's auch erst in Himmels-Auen
Einst doch uns wieder Aug' in Auge schauen.

Geb' Gott, es sei alsdann ein froh' Erkennen,
Es blick' mit Stolz der Vater auf den Sohn!
Geb' Gott, es blüh' aus unserm heut'gen Trennen
Beim Wiedersehen uns ein reicher Lohn.
Mut, Mut, mein Sohn, blick' vorwärts, unverdrossen,
Was hinter dir, bleib' ewig abgeschlossen.

Und eilest du auch keinem sichern Ziele
Entgegen noch, bleib' mutig. — Unentwegt
Vertraue dich dem flutumrauschten Kiele,
Der brausend dich in ferne Meere trägt.
Was dir die Heimat nicht vermocht' zu bieten,
Vielleicht dort findest du's: den innern Frieden.

Und droht das Schicksal dir mit neuen Schlägen,
Tritt der Versucher neu an dich heran,
Bleib' fest, mein Sohn! bleib' männlich allerwegen,
Denk' an dein Kind, es sei dein Talisman.
Weißt du dir selbst ein Opfer nicht zu bringen,
Dem Vater wird es für sein Kind gelingen.

Aber es sollte nicht sein. Nachdem Daniel Halder manche Jahre auf den Philippinen, erst in Joló, dann in Manila in Stellung gewesen, kehrte der Unglückselige, von schwerer Krankkeit Heimgesuchte Ende der Achtzigerjahre in die alte Heimat St. Gallen zurück, gebrochen an Leib und Seele, um noch einige Jahre im Spital ein trauriges Dasein zu fristen, das einzige Kind, das die Eltern überlebte. Alle waren sie dahingegangen; auch August war schon 1882 in Zürich kurz nach seiner Verheiratung am Typhus gestorben. Schwer und nachhaltig wuchteten diese Schicksalsschläge auf dem mehr und mehr alternden Dichter, und wenn er auch sein Leid und die Enttäuschung, die er an seinen Söhnen erlebte, still mit sich herumtrug und sich vor Menschen sorgfältig hütete, etwas davon verlauten zu lassen, so hat er dafür seinen Liedern den Schmerz anvertraut:

Ach, wie ist schon so lange
Mein Herz von Kummer voll,
Wie ist mir so weh und so bange,
Wie's endlich noch werden soll.

Was sonst mich glücklich machte,
Läßt mich nun freudenleer,
Die Welt, die mir glänzte und lachte,
Ist die alte Welt nicht mehr.

Selbst du, du arme Laute,
Du schweigst, lieb' Saitenspiel,
Du meine beste Vertraute,
Mein Trost so oft und viel.

Doch du, du darfst nicht klagen,
Dein Weh geht leicht vorbei,
Eine Saite nur ist dir zerschlagen,
Mir — brach das Herz entzwei.

Und doch war ein Sonnenstrahl, der ihm und seiner Lebensgefährtin auch über rauhe Stunden hinweghalf, seine kleine Enkelin Laura, die seit 1876 im großelterlichen Hause zu Matten lebte und den sonst so stillen Haushalt beleben half. Ein glückliches, heiter veranlagtes und immer zu Gesang und Spiel aufgelegtes Kind, das den goldenen Humor des Großvaters geerbt hatte, war es wie gemacht, Halders Gemüt zu erhellen.

O Chind, mi Chind, wie bist mer du so lieb!
Wie bist mer du so tüüf, so tüüf im Herze,
Sei's om mi her o no so schwarz und trüeb,
En Blick uf di — und alls chan i verschmerze;
Und sei min Himmel no so deckt und grau,
Dii sonnigs Lächle macht'ne gleenzedblau.

Kei Sternli cha vom hohe Himmelszelt
So lieb, so traulech zue mer nederschinne,
Kei Blüemli schöner blüeje uf em Feld,
Als d'Sterne i dim Augepäärli inne!
Sie send wie Fenster ame Gotteshuus
Und strahlid: Glaube, Liebi, Hoffnig uus! . . .

In einer Unzahl von Liedern und Sprüchen hat der Großvater seine Liebe und Zärtlichkeit zu dem kleinen Geschöpfchen festgelegt, sei es, daß er ihr Sprüche ins Stammbüchlein verfaßt oder sie selbst, „si Möggli", in immer neuen Versen besingt. So in seinem dem „Rite, rite Rößli" nachgeahmten Schaukelsprüchlein:

Mogge, Mogge, Möggli,
Hät e bolzgrads Röggli,
Hät e siidigs Steckehöörli,
Und e fröndlechs Augepäärli,
Und e Chineli lieb und rond,
Bhüet mer Gott mi Möggli gsond!

Ihr froher Kindergesang durchhallte tagein, tagaus das sonst stille Heim, und wenn das Mädchen einmal für kurze Zeit in den Ferien war, fehlte dem Alten sein munterer Spielgefährte an allen Ecken und Enden. Dann vermochte selbst die schönste Natur ihn nicht über die Leere wegzutäuschen, und der Tag ihrer Zurückkunft wird ihm zum Fest:

Juhe! Gest hani de Gugger ghört,
Der Früehlig, der Früehlig häts gwonne!
Und wenns vilicht o no meh schneje wört,
Dem Schlimmste send mer vertronne.

Der Früehlig häts gwonne, juhe, juhe!
Alls singt em z'rings uf de Bäume!
's blüeht alles im Tal, 's grüent alls uf der Höh,
Me cha si's jo schöner nöd träume!

Gott Lob, o Wenter, daß d'öbere bist,
Des freut si, was Höch und was Nider,
Doch schöner als Gugger und Früehlig no, ist:
Morn chont mer mi Laureli wider.

Das Ende der 70er Jahre brachte insofern eine Änderung in Halders Leben, als seine Stellung in der Parkettfabrik, seit ein ihm nicht gewogener Mann die Direktion übernommen hatte, sich unangenehmer gestaltete. Durch unangebrachte Härte verekelte ihm jener sein bescheidenes Plätzchen.

. . . In dir liegt meines Schicksals ganze Schwere,
Du beugst mich tief mit deiner harten Hand;
Machst meine Arbeitsstätte zur Galeere,
Machst mir zum Fluche meinen Lebensstand, . . .

hat Halder damals voll Bitterkeit in sein dichterisches Tagebuch geschrieben. Weil ihn zudem um jene Zeit ein böses Augenübel befiel und die Sehkraft bedeutend schwächte, nahm er, mit schwerem Herzen zwar, Abschied von seinem Posten. Und wie er so gegen das Ende vor dem großen Hauptbuch saß, darein er seit mehr als 20 Jahren die schönsten Zahlenreihen gemalt, und Soll und Haben in Einklang bringend, das Buch abzuschließen unternahm, da stieg in ihm der Gedanke auf, wie es wohl einmal mit seinem Lebens-Hauptbuche stehen werde, wenn er dereinst zur großen Revision berufen würde.

. . . Mir bangt, mir bangt, wie's wohl mit mir wird kommen,
Wenn bald mein Ohr den großen Ruf vernimmt,
Und Revision mit mir wird vorgenommen,
Wie da mein Lebens-„Soll und Haben“ stimmt?

Manch Pöstlein möcht' vielleicht ich gern stornieren,
Und manches lieber streichen ganz und gar;
Allein, allein, da läßt sich nichts radieren,
Es bleibt geschrieben, wie's geschrieben war.

Zu Tage kämen alle Korrekturen,
Und wären sie von Künstlers Hand vollbracht. —
Eins tröstet mich: Wohl irrige Skripturen,
Gefälschte aber hab' ich nie gemacht!

Mit einer jährlichen Pension von 1500 Fr. wurde Halder 1878 in den Ruhestand versetzt; ihm freilich kam dieses Ehrengeschenk nicht als Ehre, sondern wie eine Loskaufsumme vor, die man ihm hinwarf, um seiner ledig zu sein, und in einem bittern Sprüchlein hat er dafür in seinem Dichteralbum quittiert.

Das Augenleiden aber verschlimmerte sich mehr und mehr; es entwickelte sich zum grauen Star, und Halder war gezwungen, 1881 bei Professor Horner in Zürich sich einer schmerzhaften Operation zu unterziehen. In den langen Tagen und bangen Nächten, da er, das Hirn vom Schmerz zerfoltert, sich schlaflos in den Kissen wälzte, hat er in seiner Sangesgabe Trost gefunden, und wenn ihn gerade damals oft eine verzehrende Sehnsucht nach dem Enkelkinde ergriff, so stärkte ihn doch immer wieder sein Glaube und Gottvertrauen, und mit Ergebung fügte er sich ins Notwendige, als was ihm seine Leidenszeit erschien.

Vertrau' auf Gott und seine Vaterhut
Und wahre auch im Unglück deinen Mut;
Und wie sich auch dein Schicksal wende
Ob nah, ob ferne deiner Leiden Ende,
Vertrau' auf Gott und seine Vaterhut;
Er meint es gut.

Und sendet er auch dunkelschwarze Nacht,
Wo nicht ein Sternlein dir vom Himmel lacht,
Kein Schlummer stärkt die matten Glieder,
Kein freundlich' Traumbild steiget zu dir nieder,
Vertrau' auf Gott und seine Vaterhut;
Er meint's doch gut.

Er kennt allein den wahren Weg zum Licht,
Und einen andern führet er dich nicht!
Nicht da allein, wo's froh und helle,
Im Dunkeln auch entspringt des Glückes Quelle;
Drum bau' auf Gott und seine Vaterhut;
Er führt dich gut.

Mit neugeschenktem Augenlichte kehrte Halder nach Interlaken zurück, geheilt, aber doch nicht froh; denn einerseits stand immer wie ein drohendes Gespenst die wiederkehrende Abnahme der Sehkraft vor ihm, anderseits nagte an ihm die Sorge um den Unterhalt der Familie. Aber nach Möglichkeit war er bemüht, die trüben Gedanken in den Hintergrund zu drängen, und weder seine Lieben zu Hause, noch die Freunde ließ er viel merken davon; nur in seinem Gedichtstagebuch hat er festgehalten, was ihn ängstigte und quälte, und gerade in diesem bangen Aufschreien, in diesen Zweifeln und Ängsten, die zeitweise über ihn hereinbrechen, liegt vielleicht das Ursprünglichste von Halders späterer Poesie.

Du gabst mir viel, o Herr, und hast mir viel genommen,
Preis dir und Dank; ich weiß, es war zu meinem Frommen;
Und was die Zeit noch bringt, ich will's geduldig tragen,
Und was du mir noch nimmst, ich will ihm still entsagen,
Nur eines, großer Gott, nur eines nimm mir nicht,
Mein Augenlicht! . . .

Nie mehr den trunknen Blick an deinen Bergen weiden,
Nie mehr des kleinen Lieblings Kommen sehn und Scheiden,
Blind, blind an deiner schönen Welt vorübergehen,
O Gott, ich trüg' es nicht! Erhör', erhör' mein Flehen,
Was du mir immer nimmst, nur eines nimm mir nicht,
Mein Augenlicht!

Aber dann kommen doch wieder Augenblicke, wo er sich in das Unabänderliche des Schicksalslaufes ruhig fügt und in stiller Resignation das Schöne und Gute, das ihm beschert gewesen, dankbar anerkennt. Altern, Vergehen, Sterben ist Weltlauf; warum sollte es bei ihm anders sein?

Ja, ja ich fühl' es; es will Abend werden,
Und meine Erdentage sind gezählt!
Mag oft der Geist auch jung noch sich gebärden —
Sprühfeuer nur! Die Glut der Jugend fehlt.
Nur Sternlein sind es, die beim Abenddunkeln,
Vereinzelt, scheu, vom Himmel niederfunkeln.

Doch keine Träne soll mein Auge feuchten,
Mir war vergönnt ein langer, schöner Tag;
Nein, dankend will ich, — wenn mir nimmer leuchten
Ins alte Herz die liebe Sonne mag, —
Mich freuen, bis einst meine Tage enden,
Des milden Funkelns, das die Sterne senden.

Und mit der Resignation bricht sich auch der Humor wieder Bahn. Zu fröhlichem Festtag wurde für Halder der 30. November 1882, als er im Kreise seiner Oberländerfreunde den 70. Geburtstag in geistiger Frische feiern durfte. Es tat ihm wohl, die Liebe und Güte zu erfahren, die an jenem Tage von allen Seiten zum Teil in sehr materieller Form geflogen kamen als Weinflaschen und Würste, als Schweinebraten und Mailändertorte und sogar als Doktorhut. Seine Freunde überreichten ihm nämlich ein in scherzhafter Weise abgefaßtes Ehrendoktordiplom, worüber der Alte bald darauf in einer launigen Reimerei gedankt hat. Alle, alle waren sie zum Feste mit irgend einer Gabe erschienen:

. . . Selbst Enkelchen, mich zu beglücken,
Hat es in Fröbelscher Manier,
Verstohlen hinter meinem Rücken,
Ein Eselein gesticket mir.
Des Kindes Gab' wird mir zum Segen,
Sie wahrt vor Hochmut meinen Sinn,
Zum Doktorhute will ich legen
Den Esel als Memento hin. . . . . .

Was Halder gefürchtet, trat doch ein: mehr und mehr nahm seine Sehkraft ab, und da ihm der Arzt vieles Lesen und Schreiben verbot, ihm auch sonst seit seinem Rücktritt von der Buchhalterstelle das Leben in Interlaken wie eine Art Müßiggang vorkam, reifte in ihm der Entschluß, dauernd in die alte Heimat zurückzukehren, wobei er vor allem dem Drängen seiner Frau Rechnung trug. Viele Jahre hatte Halder St. Gallen nicht mehr gesehen, und doch waren seine Gedanken oft in die alte, traute Stadt zurückgewandert, wo er die sonnige Jugend verbracht. Um 1870 muß es gewesen sein, daß er seine Schritte wieder einmal nach St. Gallen gelenkt. Kurz nur war damals der Aufenthalt, aber er brachte ihm doch einen ihn hoch beglückenden Moment: das Wiedersehen mit Bion. „Es trieb mich die Erinnerung an jene seligen dreißiger Jahre unwiderstehlich, meinen treuen, nunmehr schon sehr alten Kollegen noch einmal zu besuchen. Ich traf ihn in seinem kleinen Atelier. Wir hatten einander vielleicht zwanzig und mehr Jahre lang nicht mehr gesehen, und nun, — ich will mich einer seiner Lieblingsausdrücke bedienen, — nun packte es uns; es wurde umarmt und geküßt, und der Freundschaftsfunke, der vielleicht uns selber unbewußt schon lange in uns geglommen, wuchs plötzlich zur hellen Flamme an. Wenn auch in der Zahl der Altersjahre natürlich noch gleich verschieden, war doch das Alter selbst einem Freundschaftsbund günstiger: wir waren beide alte Männer, die gern in gemeinsamer Erinnerung schwelgten![1]) Damals hat Halder dem Freunde das Versprechen abgenommen, ihn in Interlaken zu besuchen, und für mehrere Jahre ist nachher Bion bis zu seinem 1876 erfolgten Tode ein ständiger Sommergast in Matten gewesen.

Wenige Jahre nachher ist Halder wieder zu kurzem Besuch in die Heimat gekommen, wenigstens verzeichnet das Protokoll der Appenzeller Liebhaber-Theatergesellschaft unterm 22. Februar 1874 anlässlich der Aufführung von Halders Säntisreise im St. Gallertheater: „An der heutigen Aufführung erschien zur Freude der Gesellschaft der Autor

[1]) Buff: A. a. O. S. 16 uf.

des Stückes, um persönlicher Zeuge des Gelingens seines Werkes zu sein. Tränenden Auges und durchdrungen von wehmütigen Gefühlen seiner jetzigen düstern Tage im Hinblick auf die rosigen Jugenderlebnisse in den Appenzellerbergen, weilte er bis zur späten Stunde noch im gemütlichen Kreise unserer Gesellschaft.“ [1])

Arnold Halder mit dem Dennlerschen „Magenbittergrittli“.

Dann waren wieder fast zehn Jahre verflossen, ohne daß Halder den Heimatboden betreten hätte. Ein Aufenthalt, den er 1882 bei Verwandten machte, mag den Wunsch zur Rückkehr dauernd in ihm gefestigt haben, und im April 1884 wurde sie denn auch zur Tatsache. Schwer ward ihm das Scheiden von Interlaken; er verlor damit eine zweite

[1]) Protokoll vom 22. Februar 1874. „Bei diesem Anlasse“, heisst es dort noch weiter, „konnte der schwebende Konflikt zwischen ihm und der Gesellschaft leicht dadurch gelöst werden, daß ihm die Gesellschaft mit Fr. 100.— Genüge leistete. Gleichzeitig trat der Verfasser ein zweites Stück, betitelt „Chünge-Ueli“ gegen beiliegenden

Heimat und wenn auch nicht alles heiter gewesen, was ihm das Schicksal hier beschert hatte, er erkannte dankbar, daß die dunkeln Tage doch ihren Lebenswert für ihn gehabt, und nun, im Augenblick des Scheidens, sah er nur das Schöne, das er zurücklassen musste: eine herrliche Natur, liebe Freunde, vor allem aber das Bewusstsein der Hochachtung, die ihm von der Bevölkerung ungeteilt entgegengebracht wurde. Nicht umsonst hiess es damals im Interlakner „Oberland": „Papa Halder zieht fort! Längst ist das Wort in aller Munde, längst haben wir's gewusst, daß sein Entschluß, den Lebensabend da zu verbringen, wo er einst eine glückliche Jugendzeit durchlebt, ein unabänderlicher sei, und doch, da nun die Abschiedstunde schlägt, wie wird uns die Trennung so schwer von dem erprobten, lieben Freund mit der kindlich lautern Seele. Mit Herrn Oberst Halder, oder wie wir ihn seit Jahren zu nennen gewohnt sind, mit unserm Papa Halder, verschwindet von der Bildfläche Interlakens wieder eine jener charakteristischen und charakterfesten Persönlichkeiten, deren Leben und Schaffen mit dem Aufblühen unseres Kurorts so eng verknüpft sind. . . ." [1])

In launigen Versen, dahinter sich aber die Wehmut nur schlecht verstecken kann, hat Halder von allem Lieben und Trauten, was ihm in den langen Jahren ans Herz gewachsen, Abschied genommen: von der Landschaft, der Stadt, den Freunden; wohl ahnte er, es sei ein Abschied fürs Leben, er werde sein Interlaken nimmer wiedersehn. Aber er nahm, wenn er auch arm, wie er gekommen, von dannen zog, die freudige Gewiss-

Vertrag an die Gesellschaft ab . . ." Halder hatte nämlich anfänglich von Interlaken aus in nachfolgendem Schreiben gegen die Aufführung seiner Bergreise Protest erhoben.

Interlaken, 30. Jenner 1874.

An den Vorstand der Liebhaber-Theatergesellschaft Appenzell.

Zu meiner nicht geringen und auch nicht unangenehmen Ueberraschung ersah ich jüngsthin aus St. Galler Tageblättern, dass mein nun vor nahezu 40 Jahren niedergeschriebenes Bühnenstückchen: „Die Bergreise", oder wie Sie es umtauften, „Säntisreise", aufs neue auftauchte; es freut mich besonders deshalb, weil ich das Stück durch Einwohner jener Landesgegend wieder ans Tageslicht gezogen sah, deren Berge und Täler, Gebräuche und Sprache möglichst treu zu schildern ich mir damals vorgenommen. — Wie das Manuskript, das ich gewissermaßen als mein heiliges Eigentum betrachte, und auch als solches verwahrt zu haben glaubte, in Ihre Hände kam, vermag ich nicht zu enträtseln, bin aber von vornherein des Vollsten überzeugt, daß Sie sich dasselbe auch nicht von ferne in der Absicht aneigneten, mich dadurch zu schädigen.

Durch den Umstand aber, daß das Stück durch Sie seinem ursprünglichen, bescheidenen Zwecke entrückt und vom Liebhabertheater auf die wirkliche Bühne gebracht, also gewissermaßen zum Spekulationsstück gemacht wurde, hat sich der Standpunkt, von dem aus ich die Sache betrachte, gewaltig geändert. Wie Sie als Spielende, so sehe ich mich als Autor einer öffentlichen Kritik ausgesetzt, die ich — sie mag so oder anders ausfallen — nicht gesucht habe und jedenfalls nicht liebe. Ihnen wird der Pille der Kritik, falls letztere etwas bitter sein sollte, durch den finanziellen Erfolg das Herbe bedeutend gemildert, ist sie aber süss, durch diesen noch um so wohlschmeckender gemacht. Dasselbe Recht glaube ich als eigentlicher Eigentümer und Autor des Stückes beanspruchen zu sollen; Sie werden es daher gewiss nicht unbillig finden, und dürfen es jedenfalls auch nicht übelm Willen zuschreiben, wenn ich Sie einlade, in dieser Richtung ein Übereinkommen mit mir zu treffen, welchem vorgängig ich gegen jede allfällige Wiederholung des Stückes protestieren müsste.

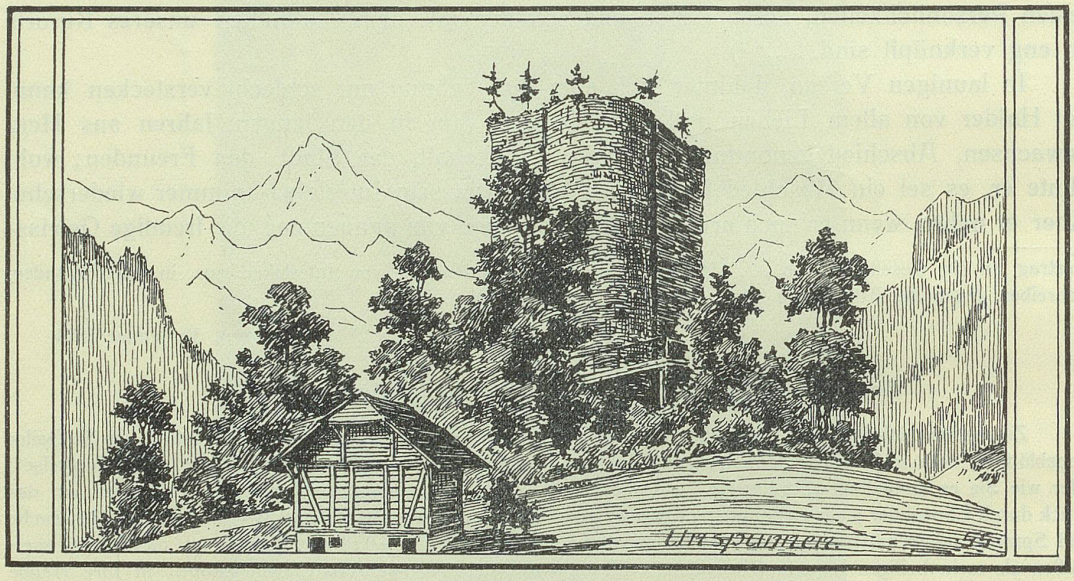
Um Ihnen die Sache zu erleichtern und ein mündliches Arrangement zu ermöglichen, habe ich meinen Freund, Herrn Bion, Maler in St. Gallen, beauftragt, in meinem Namen zu handeln, und ihm die nötigen Instruktionen erteilt.

Indem ich Sie deshalb ersuche, sich mit ihm ins Vernehmen zu setzen, versichere ich Sie meiner freundschaftlichen Hochachtung *Arnold Halder.*

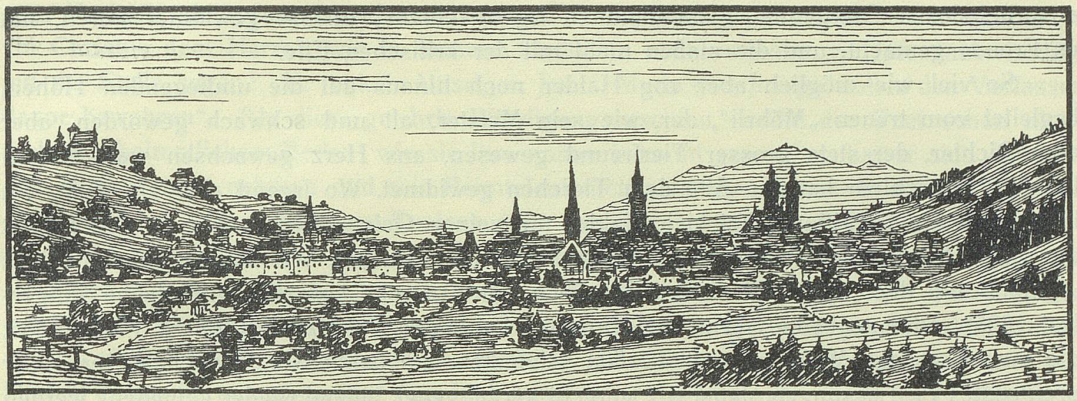
[1]) Oberland, 29. April 1884.

heit mit sich, im kleinen Kreise mit seinen bescheidenen Kräften gewirkt zu haben zum Segen für sich und andere, Lebenswerte geschaffen, eine Kulturaufgabe im kleinen erfüllt zu haben. Dieses Bewußtsein ehrlicher Lebensbetätigung stärkte ihn, er fühlte: hier würde man ihn nicht vergessen. Darum durfte er am Schlusse getrost allen Bekannten zurufen:

Ihr fernen Freunde und ihr nah'n;
Lebt wohl, gedenket mein,
Und hab' ich einem wehgetan,
So woll' er mir verzeihn.



Ruine Unspunnen bei Interlaken.



IV. WIEDER DAHEIM.

So war denn Arnold Halder ohne Reichtümer, wie er einst ausgezogen, wieder in die Heimat zurückgekehrt, ein stiller, halbblinder, um seine Jugendträume betrogener Mann, und hatte zuerst in der Harfenbergstrasse, dann in St. Fiden draussen einfaches Quartier bezogen. Es war in der Stadt so manches anders geworden; viele der alten Freunde waren dahingegangen oder ihm in der langen Zeit entfremdet, neue waren keine zu gewinnen für einen so zurückgezogen Lebenden, und Halder führte deshalb von da ein geräuschloses, mehr nur auf sein bescheidenes Heim angewiesenes Dasein. Sein Stübli wird seine Welt, wo er sich am wohlsten fühlt, stille Einkehr in sich selbst halten und im Rück- und Ausblick zur grossen Reise sich vorbereiten kann.

. . . Bald tönt der Ruf zur langen Reise,
Wer weiß? Die Stunde naht!
Da hält wohl gern, wer klug und weise,
Sein Wanderzeug parat.
Drum weil' auch gern im Stübchen ich,
Kann da zu allen Zeiten
In mich gekehrt und stille, mich
Zur Reise vorbereiten.

Am schmerzlichsten berührte es ihn, zur Untätigkeit verurteilt zu sein, weil ihm auch das Lesen zur Unmöglichkeit geworden und er auf die Güte der Seinen und liebevoller Bekannten angewiesen war. Da ist ihm denn sein Reim- und Spruchtalent erst recht ein lieber Zeitvertreib, und man kann es dem alten Manne nicht verdenken, wenn er aus Langeweile hie und da drauflosreimte, was die Feder hielt. Es war ein müßiges Spiel, nicht mehr gemacht, als Poesie zu gelten, und von Halder auch nie zur Veröffentlichung bestimmt. Ihm selber aber, den nahen Verwandten und Freunden, denen diese

anspruchslosen Gelegenheitsgedichtlein zu irgend einem Anlasse gewidmet waren, hat es Freude gemacht, und die maßen nicht mit der kritischen Elle.

So viel wie möglich aber zog Halder noch hinaus auf die umliegenden Höhen, begleitet vom treuen „Möhrli", der, wie sein Meister, alt und schwach geworden, aber dem Dichter, der stets grosser Tierfreund gewesen, ans Herz gewachsen war. Manch launiges Sprüchlein hat der Alte dem Tierchen gewidmet. Wo irgend aber ein Fest, ein lokales Ereignis stattfand, hat sich Halder mit seiner Gelegenheitspoesie in den Dienst der guten Sache gestellt und sie in muntern Versen besungen. Wir denken dabei an sein: „Humor und doch wohr. St. Galler Gspröoch bim Aarocke vom Eidgenössische Sängerfest 1886", oder an seine Spruchserie für das kantonale Schützenfest in St. Fiden 1886, die manch kernige Wahrheit enthält. Am schönsten, am lieblichsten jedoch hat er unser ureigenstes Fest besungen, dabei wir so recht vergangener Jugend wieder eingedenk werden und liebe Bilder vor uns aufsteigen sehen: „A Nohgrüezli a's Chinderfest".

Es mag hier die beste Stelle sein, ein paar Worte über Halders Gedichte einzufügen, die von ihm sorgfältig in acht umfangreichen Büchern gesammelt und zu Anfang jedes Bandes mit einer Widmung an seine Gattin versehen, den hauptsächlichsten Teil seines Nachlasses darstellen.

Mit der Choldera hatte Halders Poesie eingesetzt. Das schwankartige Gedicht, dem mehr die äussere Form zum Erfolg verholfen, und das auch gar nicht zur Veröffentlichung bestimmt war, ließ den jungen Poeten am eigenen Leib erfahren, wie bei den Rosen gleich die Dornen, d. h. bei den Dichtern auch die bösen Kritiker stehen. In fröhlicher Laune hatte es Halder hingeworfen. Gegen seinen Willen und ohne sein Wissen wurde es wenige Wochen später mit vollem Namen in den von Dr. Henne in St. Gallen herausgegebenen Schweizerblättern oder dem schweizerischen Merkur gedruckt [1]), woran der Herausgeber die Notiz fügte, daß allerdings nur Schweizer die ungemeine Lokalwahrheit dieses Gedichtes schätzen könnten; für diese aber sei es ein Volksstück unübertreffbar und einzig in seiner Art. Schon im Oktober darauf ließ sich im „Appenzellischen Monatsblatt" [2]) ein mit T. T. (Titus Tobler) unterzeichneter Kritikus vernehmen, der mit dem Gedichtabdruck eine ziemlich eingehende Besprechung verknüpfte. Mit dem Rüstzeug der Wissenschaft versehen, unternahm er es, die mannigfachen Mängel der harmlosen Reimerei darzutun, zu zeigen, wie der Verfasser den Dialekt nur scheinbar oder nur bis zu einem gewissen Grade beherrsche, in Wirklichkeit aber Barbarismen mache, die jedem Appenzeller als stilwidrig auffallen müssten. Schon der Titel „a Stöckli", was im Appenzellischen Posse oder Anekdote bedeute, scheint Tobler mit dem eigentlichen Inhalt nicht vereinbar. „Eine Posse, eine Anekdote über die Cholera?" Auch die Eigennamen seien falsch und im Appenzellischen nicht zu finden. Aber als bekannter Sprachforscher gibt er dann doch wieder zu, daß es außerordentlich schwierig sei, eine Mundart in ihren fast unmerklichen Schattierungen ohne genaues Studium festzuhalten, und das eine muß er dem Verfasser lassen, daß er seinen lieben Innerrhodern alle Aufmerksamkeit geschenkt habe. „Rüttle er nur noch einmal", so ruft er ihm am Schlusse zu, „sein dialektisches Dichtertalent auf; er gehe aber diesmal in andere Gesellschaft, nicht zum Jokeb, sondern

[1]) 1. Jahrgang, 1832, 7. Heft, S. 17 uf.

[2]) „Appenzellisches Monatsblatt" 1832, S. 154 uf.

zum Karloni, nicht zum Bist Jokeb, sondern zum Han-Badist; er rufe auch nicht aus: „bi Christus dem Herre“, wie in seinem Liedchen, sonst würden sie (die Innerrhoder) auf der Stelle sagen: „Er ist kein Unsriger. Jesus, Maria und Joseph wollen den Verfasser davor bewahren“. Als diese gelehrte Würdigung erschien, weilte der Poet schon nicht mehr auf heimatlichem Boden; wie sie ihm später bekannt geworden, hat er sich dadurch den Humor nicht nehmen und sein Reimtalent nicht verleiden lassen; in seinem Gedichte „'s Meisli“ hat er des Kritikers Auslassungen humorvoll dankend quittiert mit der Quintessenz: Singe jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen. Aber die Aussetzungen des Gelehrten hat er sich wohl gemerkt, denn wenn man die endgültige, vier Jahre später erschienene Fassung des Gedichtes mit der ursprünglichen Form vergleicht, erkennt man, wie sorgfältig Halder bemüht war, die gerügten stilistischen Fehler zu verbessern und den Dialekt reiner herauszubringen. Aus Bist Jokeb wird Bisch Jokeb, aus Schnopf Chasperli wird Schnopf Sepheli usw. Nur in einem konnte er dem Kritiker nicht willfahren, da er sonst das ganze Gedicht um seine Wirkung gebracht hätte. „Den Gegenstand, den der Verfasser behandelt“, hatte Tobler gesagt, „nennt er Choldera. Die Stilart ist niedrig, um sie dem Volksgeiste, wie er glauben mochte, anzupassen. Wir wollen ihm die Freude, zu sakramentieren, lassen; nur verlangen wir Konsequenz. Allein diese finden wir nicht. So sagt er: „Denn lopfts-di, Sepp Toni, denn muest di erbreche.... Erbrecha sagt allenfalls der Innerrhoder nur, wenn er höflicher reden will; das Dialektwort kennt der Verfasser sehr gut und weiß, daß es sich auf stecha nicht reimt. Hat man den Innerrhoder so grob sein lassen: „Do wett-i mi lieber bim Tonder gad henka“, so begreift man eine solche Delikatesse des Verfassers nicht leicht.“ Diesem Verlangen allerdings konnte Halder nicht nachkommen. Denn das ist doch gerade das Wesen der Witzerzählung, dass sie nach mehr oder weniger Umständlichkeit der Vorrede auf eine meist unerwartet eintretende, komische Wendung hinzielt und mit ihr als dem Haupteffekt abschliesst. Die nichtssagenden, letzten vier Verse der ersten Fassung aber mit dem von Tobler gerügten, nicht appenzellischen Fluche: „i wett mi bim Tonder gad henka“, hat Halder säuberlich gestrichen und damit zur intensivern Wirkung des Gedichtes beigetragen.

Schon die Choldera zeigt deutlich, auf welchem Gebiete Halders Stärke liegt: bei der humoristischen Erzählung; freilich haben sein Reimtalent und die Gabe komischer Umformung von Gehörtem oder Gelesenem ihn hier und da verführt, nur um eines ziemlich billigen Schlußwitzes willen solch schwankartige Gedichte zu verfassen, die dann leicht an dem Fehler allzu geringer Stofflichkeit kranken. Seine sämtlichen Appenzellergedichte bilden solche Schnurren, deren Hauptwirkung in einer oft etwas borstigen Antwort besteht; aber indem Halder sie einem Völklein in den Mund legt, dessen schlagfertiger und immer munterer, wenn auch hier und da saftig derber, kaustischer Witz bekannt ist, gewinnt er von vornherein den Vorteil absoluter Naturwahrheit. Der angeborne Humor dieses Bergvolkes mit seinem Festhalten an alter Tradition und Volkssitte, die zur Stadtkultur noch bis zur Stunde oft in eigentümlichem Widerspruch stehen, kommt in diesen anekdotischen Gedichten treffend zum Ausdruck. Es steckt im bodenständigen Appenzeller noch etwas vom alten Eulenspiegel, jenem Vertreter natürlichen Mutterwitzes des Volkes gegenüber angelernter Bildung und Gelehrsamkeit. Der Fremde, der bei Halder einen Appenzeller fragt, wozu die Wiesenfußwege zu beiden Seiten mit kleinen Weiden-

rutenbogen eingefasst seien, erhält die prompte Auskunft: „Die Bögli sönd för d'Narre und för d'Chälber, was näbis Gschiids ist, merkts vo sälber.“ Der Innerrhödler, der beim St. Galler Goldschmied den heiligen Christoph auf sein Petschaft gestochen haben will, aber von jenem auf die Kleinheit der Platte aufmerksam gemacht wird, meint erzürnt:

Hätocht, jo waul, mach mi nüd höh,
Christophel muess do ane,
Und sei mi Pitschaft no so chlee,
Er wörd si müesse gwane!
Ond wenn er z'letst au nüd cha uufrecht stoh,
So söll er d'Bäh gad abi lampe loh!

Hierher gehört auch das spätere, ungedruckte: Guter Trost.

Innerrhoder Bergwirtin.

Oho! Willkomm, willkomm bi n'ös,
Häsch ämel döhre wooge?
I määne s'Wetter chäm nüd bös, —
E Blööstli chönt ös blooge! —

St. Galler Tourist.

Bah, wenn's o z'Nacht e Gwitter gett,
Wie mangs han i erfahre!
Do förch i mi viel meh im Bett,
Vor euere Husare.

Innerrhoder Bergwirtin.

Jää soo?! Määnst d'Flöh? Du tonders Bueb,
Häsch all no nüd vergesse?
Nää, vor de Flöhne häst jetz Ruehb,
Wääst, d'Weentele hönds gfresse.

Die meisten dieser Gedichte sollen auf Tatsachen beruhen; aber selbst wenn sie bloß ersonnen wären, würden sie nichts an Bodenständigkeit verlieren, eben weil sie völlig aus Sinn und Geist des betreffenden Volksschlags heraus empfunden und gebildet sind. Und darin liegt ihr Wert. Mag dabei in bezug auf Handhabung des Dialektes, wie jener erste Kritiker gemeint hat, manch Fehlerhaftes unterlaufen, so daß man im Verfasser sofort den Nichtappenzeller erkennt (was aber wohl nur für Eingeweihtere der Fall sein wird), so ist das kein grosses Unglück und findet sich bei so vielen Dialektdichtern. Wie manche Wendungen bei Hebel sind rein hochdeutsch gedacht und ragen fremd in Wiesentaler Sprache und Volksempfinden hinein; wie unrein ist der Dialekt Usteris, voll sprachlicher Verstösse, ja einige seiner Gedichte sind deutsch komponiert und nachher in die Mundart übertragen.[1]) Man kann sich bei Halder im Gegenteil billigerweise wundern, wie natürlich er eine ganze Reihe appenzellischer Wendungen und Stileigenheiten heraus-

[1]) Vergl. A. Nägeli: Johann Martin Usteri, Zürich, 1907, S. 166 uf.

gebracht hat, die er nur durch langen, vertrauten Umgang erfaßt haben konnte. Viel intensiver aber scheint mir bei ihm das Sichvertiefen in Charakter und Volksgefühl, was einzig dadurch möglich war, daß in Halders Art und Wesen selbst etwas von diesem Rassengut schlummerte und so bei ihm eine verwandte Saite unbewusst mitschwang. Der Appenzellerdichter Merz hat denn auch Halders Choldera in seine eigene Sammlung appenzellischer Gedichte aufgenommen und damit wohl am besten deren Würdigung als autochthones Erzeugnis bekundet.[1])

1836 war Halders erste wirkliche Publikation, die anonym herausgegebenen: „kleinen poetischen Versuche" erschienen.[2]) Sie enthält größtenteils eine Sammlung dieser Appenzeller Anekdoten, die schon längst in Freundeskreisen von Hand zu Hand gegangen waren. Nur ein Lied sticht aus diesen Schnurren heraus und leitet zu einer zweiten Gruppe Halderscher Dialektgedichte über, „de Früehlig": Chind, chum mer wend i d'Wese goh . . . ., dem schon zwei Jahre darauf in der nächsten Sammlung: „Vergißmeinnicht, poetische Freundesgabe", eine Reihe ähnlicher gefolgt ist, wie: „der Wenter, der Sonne'n Ondergang, Hans und Liseli, s'Meisli, d'Frau Sonn" usw. Es sind jene Gedichte, die beim Hörer — denn die meisten wurden schon an den „Frohsinn"-Abenden vom Verfasser vorgetragen — wie nachher beim Leser den größten Anklang gefunden, jene idyllischen Naturgedichte voll Gemütsinnerlichkeit und feiner Naturbeobachtung, darin Halder vor allem auf den Spuren Hebels wandelt, Gedichte, die keine Probleme in sich schließen, aber auch keine lösen wollen, sondern nur dem schlichten Empfinden eines durchaus einfach gearteten Menschen Ausdruck verleihen. Wie bei Hebel, so ist auch bei Halder ein inniges Versenken in das stille Walten der Natur der Ausgangspunkt seiner Poesie; für beide besteht in der Natur nichts Unlebendiges, so wenig es für das Kind oder das naive Empfinden des Volkes der Fall ist. Und wie unsern alten Vorfahren die ganze Natur ein großes Lebewesen war, dessen zahlreichen Ausdrucksmöglichkeiten sie verständnisvoll, in Freude oder Furcht gegenüberstanden, wie Baum und Quelle belebt waren, wie die Tiere redeten, so ist für Hebel, wie Halder in der Natur alles vermenschlicht. Wenn bei Hebel die Sonne hoch an der himmlischen Landstraße wandelt und strickend, wie eine gute Mutter, nach ihren Kindern ausschaut, so sitzt sie bei Halder im Spätherbst in ihrer Kammer und strickt einen warmen Lismer für die Erde, damit sie im Winter nicht zu frieren brauche. Und wir wundern uns gar nicht, wenn wir bei Halder von ihr hören, daß sie wegen der Wäsche von Kantonsrats Rüesche Kätterli im Gaiserwald oder auf dringendes Bitten der St. Galler Jugendfestkommission verspricht, am bestimmten Tage in Person zu erscheinen. Nur schade, daß die gute Frau auch mit ihrem Manne, dem Mond, so schlecht auskommt. Hebel und Halder betonen es ausdrücklich. Wie liebevoll Halder sich in den Wiesentalerpoeten vertieft hat, zeigt schon eine oberflächliche Vergleichung. Man halte Halders Sonne Ondergang neben Hebels Sommerabend, Hans und Liseli neben Hans und Vrene, de Früehlig Halders neben Hebels Winter und Sperling am Fenster. Und doch ist wieder ein Unterschied: bei Hebel merkt man auf Schritt und Tritt den ehemaligen Wiesentaler heraus, der im Bauernleben groß geworden; seine Heimat ist das Land; das Landleben in all seinen typischen Formen kommt in dessen Poesien zum

[1]) J. Merz a. a. O. S. 186 uf.

[2]) Angezeigt im „Erzähler" St. Gallen 1836, S. 307.

Ruine Strahlegg. Federzeichnung von J. J. Rietmann.
(In Näf, Burgenmanuskript.)

Ausdruck; er sieht Welt und Natur nur unter diesem Gesichtswinkel, was Goethe in seiner bekannten Besprechung der Hebelschen Gedichte zum Ausspruch veranlaßt, Hebel verbaure auf die naivste und anmutigste Weise das Universum. Im Gegensatz dazu gewinnt bei Halder die Stadt in erster Linie das Wort — die Kleinstadt. Sie ist der Nährboden, darin seine Lieder wurzeln, und diese Lieder halten das einfache, beschauliche, bürgerlich-altväterische Leben einer Zeit glücklich fest, die uns in der tollen Hatz modernen Getriebes längst verloren gegangen. Seine St. Galler Dialektgedichte, wie sein Leben, muten uns fast an wie die Verkörperung jenes typischen Volksliedes der Biedermeierzeit, als einen deren letzten Vertreter man Halder auffassen möchte:

Freund, ich bin zufrieden, geh' es wie es will,
Unter meinem Dache leb' ich froh und still;
Mancher Tor hat alles, was sein Herz begehrt,
Doch ich bin zufrieden, das ist Goldes wert.

Eine Ludwig Richtersche Liebe zur Kleinwelt ist Halder eigen, und man möchte nur wünschen, daß auch ihm, wie seinem ungleich bedeutenderen Wiesentaler Vorgänger der Stift jenes Meisters innigster Naturdurchdringung zuteil geworden wäre. Ans Lokale knüpft Halder überall an; seine Dialektpoesie schweift selten über die engen Grenzen der Vaterstadt und Umgebung hinaus, aber ihre markantesten Punkte, den Rosen- und Freudenberg, den Kapf und den Berneggwald, das Klösterchen Notkersegg, 'sToteweiherli und das idyllisch im Quertälchen liegende „Sant Jörge" hat er mit seinen Versen liebevoll festgehalten, wenn er nicht vorzieht, ins Stadtleben selbst einzugreifen, den Wirt Barthlime mit dem Bäcker Bastia in humorvoller Weise sich über die neue „Lebesmettelverfelschigondersuechigskommissio" unterhalten läßt, oder uns erzählt, wie es beim „Bösch" in alter Zeit zuging.

„Bim Bösch, wer wett de Bösch nöd kenne,
Dei vor em Spiserthor,
Im säbe enge Gäßli henne,
's fahrt nie ka Chaise vor . . . ."

Aber wie der Volkserzähler, der im Kreise lauschender Genossen sein Erlebnis zum besten gibt, wie die Mutter der sie umgebenden Kinderschar am Ende der Geschichte ein „merket" zuruft, so findet sich auch bei Halder oft am Schluß des Gedichtes die gut volkstümliche Nutzanwendung des eben Erzählten. Was von Hans Sachs bis Wilhelm Busch Geltung gehabt, ist auch bei ihm zu finden: „Und die Moral von der Geschicht . . ." Fink und Spatz, Möggli und Spätzli, de Früehlig, 'sWiißtschupperli u. a. mögen als Beispiele dienen. Der poetische Eindruck einer Dichtung wird zwar durch solch didaktisches Anhängsel größtenteils wieder aufgehoben; sie gewinnt aber auf der andern Seite an Volkstümlichkeit; denn gerade das Volk liebt es, die praktische Nutzanwendung aus den Ereignissen zu ziehen. Diesem natürlichen Empfinden haben denn auch alle wirklichen Volksdichter von jeher in richtiger Weise Rechnung zu tragen gewußt.

Die Kleinheit und das engbegrenzte Stoffgebiet eines bedeutenden Teils der Halderschen Gedichte bedingen geradezu den Dialekt als Ausdrucksmittel; er ist keine Spielerei, sondern Naturnotwendigkeit, um den Dingen ein kräftigeres Lokalkolorit zu geben. Jeder

Ruine Bommerstein. Federzeichnung von J. J. Rietmann, 1845.
Im Näf'schen Burgenmanuskript

Dialekt ist das natürliche Ausdrucksmittel einer bestimmten Gegend, und je mehr Wörter er enthält, die ihr speziell eignen, desto rassiger, bodenständiger ist er. Die Sprache der Gebildeten ist ja eigentlich so arm an prägnanten Ausdrücken, und so hat sich denn auch zu jeder Zeit das Bestreben gezeigt, den Reichtum der Sprache durch der Mundart entlehnte Wörter und Wendungen zu heben. Die Dichter sind längst zur Erkenntnis gekommen, daß die Einmengung dialektischer Formen in die Schriftsprache zur Steigerung realistischer Darstellung von Vorteil ist, und sie haben, wenn sie sich nicht vollständig dem heimischen Idiom zugewandt, es doch als trefflich wirkenden Einschlag verwendet. Wie viel schwächer wirken Fritz Reuter und Klaus Groth in hochdeutschem Gewande; wie verstümmelt muten uns Hebels Gedichte in der Verdeutschung an, und was bliebe oft an unsern heimatlichen Dialektdichtern, wenn sie ihr typisches Sprachgewand ablegen müßten? Deshalb ist uns auch Halder vor allem lieb und wert in seinen die St. Galler Mundart festhaltenden Poesien, um so mehr, als er in einigen noch den alten, jetzt längst auf dem Aussterbeetat angelangten „urchigsten“ St. Gallerdialekt gebraucht, dessen langes Stamm-a für ei heute schon nicht mehr als bodenständig empfunden wird. Wie anheimelnd muß auf den bejahrten St. Galler ein ehemaliges „waach und blaach“, „maana und Zaana“, „Schaatli und Maatli“ wirken und die gute alte Zeit wieder lebhaft vor seinen Augen aufsteigen lassen.

Daß im heimatlichen, dialektischen Sprachklang etwas Trautes, Friedebringendes und Schmerzstillendes liegt, weiß jeder, der in der Fremde geweilt, und auch Halder hat diese tiefe Wirkung an sich selbst erfahren dürfen.

Mii Muettersproch! Met dine traute Chlenge
Bist doch und bliibst die herrlechst Melodie;
Vo 'n alle Chonst- und alle Jubelsänge,
Dringt kein wie du so tüüf zuem Herze 'n ii.
Wo gett's e holder's Wörtli wiit und breit,
Als wenn e liebi Stimm „Gott grüezi“ seit? . . .

Isch's Herz betrüebt, vom Schicksalsstrom verschlage,
Ond süüfzet bang, wiit, wiit vom Heimetort,
Hät's Niemert om si, dem's sii Leid cha chlage,
Wie wohl denn tuet em nöd das Zauberwort,
Wenn plötzlech, wie von Engle zuehe g'wääit
E Fröndesstimm „Gott grüezi!“ zue 'n em seit! . . .

Zahlreicher als die mundartlichen sind bei Halder die hochdeutschen Gedichte, allerdings auch oft um vieles farbloser. Dies gilt besonders für seine erste Sammlung „Vergißmeinnicht“, deren hochdeutsche Lieder fast alle eines charakteristischen Gepräges entbehren. Auch die Stoffe sind nicht originell, und man erkennt leicht, auf welch viel begangenen Pfaden der junge Poet damals schritt. Da klingen Erinnerungen an Körner an, vor allem in einem Morgengebet, das Körners Schlachtgebet absichtlich nachgeahmt ist. Andere mit ihrem elegisch-schwermütig-sentimentalen Ton lassen die Vorbilder bei Salis-Seewis oder bei Mathisson suchen, oder Anklänge an Usteri und andere der schweizerischen

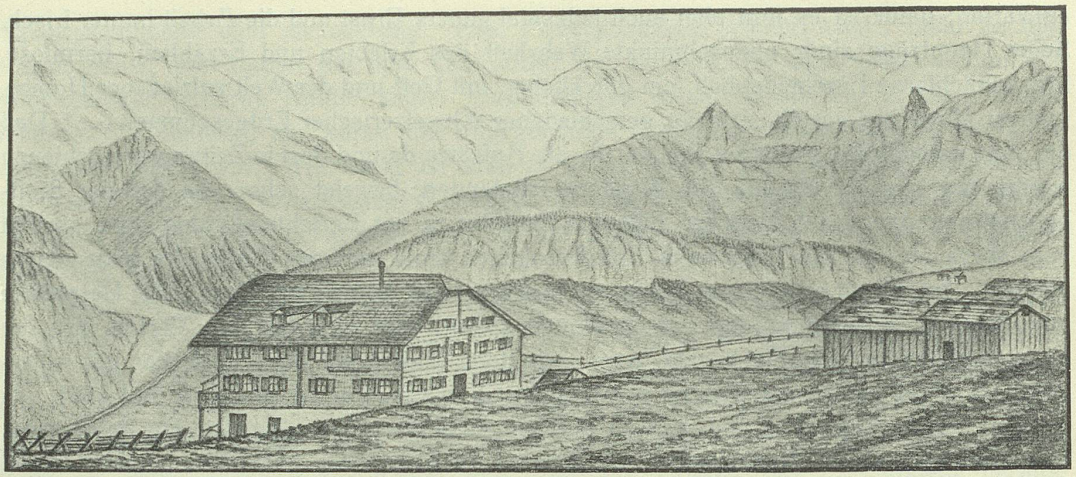
Alpenrosendichter sind nachweisbar. Eine Fieberphantasie erinnert wieder mehr an den jungen Heine, aber immer hat man das Gefühl, daß es keine für den Poeten aus innerer Notwendigkeit geborne Kinder seiner Empfindungen seien, wennschon er im Vorwort ausdrücklich bemerkt, sie wären der ungekünstelte Ausdruck dessen, wovon das Herz momentan erfüllt war. Wie leicht ist man in jenen jungen Jahren geneigt, echtes und gemachtes Gefühl zu verwechseln! Knospen, die sich nie zur Blume entfalten, hat Halder sie selbst genannt und sie später auch bis auf wenige von seiner endgültigen Gedichtsammlung ausgeschlossen.

Dann verstummt Halders Poesie für lange Jahre, um erst wieder zu erwachen, als er im stillen Asyl zu Interlaken saß, ein von den Stürmen des Lebens hart geschüttelter Mann. Nun werden ihm seine Lieder Bedürfnis, Freudespender und Herzenserleichterer; er hat leiden gelernt, und man möchte fast sagen, das Leid habe ihn erst zum Dichter gemacht, denn tatsächlich findet er in den ernsten Liedern der siebziger und achtziger Jahre die ergreifendsten Töne. Jetzt fühlt man das Erlebte, das Empfundene heraus, und obgleich er, besonders in der spätern Zeit, in seiner Freude am Reimen vieles geschaffen, was wieder vergessen werden darf, so findet sich doch manches Gedicht darunter, dem man gerne Dauer verleihen möchte. Um eines aber kann man ihn immer wieder beneiden, um seinen Humor, der ihn auch in diesen traurigsten Zeiten nicht verläßt, jene Kunst, sich über Leid und Unglück hinauszuschwingen und dem Schicksal ein Schnippchen zu schlagen. Immer hat er neue launige Einfälle bei der Hand; aber immer bleibt er gutmütig; seine Spottlust ist nirgends beißend oder beleidigend, und mehr als einmal richtet er diesen ironischen Witz gegen sich selbst. Wie glücklich weiß er sich abzufinden mit den Sorgen, den Beschwerden des Alterns, besingt mit Schalkhaftigkeit seine letzten vier Zähne, den mangelnden Schlaf, die ihn immer mehr drückende Langweile, und selbst das deutliche Nahen des Sensenmannes kann ihn nicht aus der Fassung bringen. Trotz allem Ungemach und Leid scheint ihm das Leben bis zum Ende schön und lebenswert, mochte es für ihn auch noch so dürftig geworden sein.

Und im Zeichen dieses gesunden Humors steht auch Arnold Halders bekanntestes Buch: „Bergluft, Sonntagsstreifereien eines alten Clubisten". Aus jenem kleinen, nur wenige Seiten umfassenden Tagebüchlein erwachsen, erzählt es in anspruchsloser Weise, ohne Pose oder Glänzenwollen mit alpinistischer Gelehrsamkeit, vom frohen Wandern durch Gottes schöne Welt. Man merkt es dem Büchlein an, daß sein Entstehen Selbstzweck war. Es spricht darin kein gewandter Reiseschriftsteller, der in Bädekermanier das Gelände nach hervorragend schönen Punkten absucht, um sie dann in seiner Beschreibung, mit einem Stern versehen, den Lesern anzuempfehlen, sondern es redet der einfache Berggänger, der nur zu eigenem Vergnügen durchs Land bummelt. Es muß ja sowieso fast ein Wagnis genannt werden, eine Gegend nochmals mit der Feder in der Hand zu durchstreifen, die so oft schon von Berufenen und Unberufenen geschildert worden ist, und dabei doch noch originell zu bleiben. Der „Bergluft" darf man dies tatsächlich nachsagen, und die Worte, die ein erfahrner Alpenkenner, Abraham Roth, der langjährige Redaktor der „Sonntagspost" und „Grenzpost", dem Büchlein als Geleite vorangestellt hat, haben volle Geltung. „Man merkt es seinen Aufsätzen an, der Verfasser ist kein Schriftsteller von Beruf; er kann nur in dem Tagewerk abgestohlenen Weihestunden den Musen

aufwarten; dafür ist es ihm aber auch jedesmal ganzer Ernst und die Arbeit immer frisch. Seine Hauptzüge sind: ungeschminkte Wahrheit des Erlebten und Erzählten, harmlose, fast schüchterne Bescheidenheit, ein glücklicher, mit Gott und der Welt zufriedener Humor, und zu allem hin gesellt sich ein entschiedener schweizerischer Erdgeschmack . . ." Daß die ganz verschieden gearteten Stücke, die als Aufsätze da und dort in Zeitungen erschienen waren, nur aus der Freude am Wandern entstanden, beweist schon die Art der Stoffbehandlung; ganz nach Belieben hält der Erzähler in der Berichterstattung inne, springt vom Wege ab, wie ein Kind beim Spazierengehen einer schönen Blume im hohen Gras nacheilt. So rückt er oft nur langsam vorwärts und kommt spät ans Ziel; Gespräche unterbrechen, Scherze werden zwischenhinein getan; aber man hat den Vorteil, daß, ob es auch mühsam vom Fleck geht, man sich doch immer mit dem Verfasser gut unterhält. Es rückt manchmal fast so umständlich vorwärts wie an jenem 4. Juli 1861, als er seine sieben Schwaben von Mürren auf das Schildhorn hinaufgelotst. Du lieber Gott, was brauchte das für Anstrengung, bis die braven Stuttgarter glücklich auf dem Gipfel angekommen waren, und doch hat der Dichter nicht viele Bergbesteigungen gemacht, die fideler ausgefallen und deren er sich noch in späten Jahren mit ungetrübter Freude erinnern konnte. Man müßte die urgelungene Schilderung Wort für Wort abschreiben, um die ganze Gemütlichkeit Halders, seinen Humor und, wenn er am Platze ist, seinen tiefen Ernst zu fassen. „Mein lieber Leser", sagt dort der Verfasser, als er erzählt hat, wie die sieben Schwaben, die noch nie auf solcher Bergeshöh' gestanden, von der Größe des Augenblicks überwältigt, das Lied anstimmten: Brüder reicht die Hand zum Bunde . . . „wo ich bis jetzt in meiner Erzählung etwas Heiteres, Launiges mitzuteilen hatte, da habe ich es gewissenhaft getan; um so mehr hoffe ich, nun aber darauf Anspruch machen zu dürfen, daß du auch einem ernsten Worte Gehör und Glauben schenkst. Und Ernst, ja heiliger Ernst ist es, wenn ich dich versichere, daß ich nicht oft einem Gottesdienste beigewohnt habe, der mich feierlicher, tief religiöser ergriffen hätte, als dieser herrliche Chor, vorgetragen von sieben jungen, edeln, kräftigen, durch die ganze großartige Umgebung geistig gehobenen Männern. Das war ein Gesang, der von Herzen kam und zu Herzen drang . . . ."

Mannigfaltig wie die Wanderungen, die das Büchlein enthält, sind auch die Stimmungen; immer aber tönt als tiefer Grundakkord die warme Liebe zum Vaterland und zu der Schönheit unberührter Bergnatur durch das Ganze. Ob der Dichter in Form einer Wanderung eine Sage über Entstehung zweier Bergspitzennamen einflicht und sie zu erklären versucht, wie im Gyre Jäggel; ob er nach mühsamer, langer Bergfahrt eine Höhe erreichte, deren Kegelform es ihm schon lange angetan hatte, die aber unerreichbar weit weg schien, von der keiner den Namen wußte, und die nun der Verfasser zu suchen und zu zwingen ausgegangen war, wie im Juchlistock, ob er einen Besuch im Rottal macht und damit bis in die erhabenste Bergnatur eindringt, wo deren Lieblichkeit aufhört, um dem Grausigen, dem Grandiosen Platz zu geben, immer versteht es Halder, sich der Situation anzuschmiegen und ihr auch in der Schilderung gerecht zu werden. Und endlich bei seinem Büchlein: „Mürren". Es gäbe einen Aufsatz für sich: Halder und Mürren, denn die beiden Namen hangen unauslösbar zusammen, Halder, der Entdecker Mürrens. Er ist es ja gewesen, der damals die Familie Sterchi, bei der er in Matten gewohnt, ver-



Gasthaus zum „Silberhorn“ in **Mürren.** (Zeichnung von Arnold Halder.)

anlaßte, das von der Gemeinde Mürren erstellte Hotel Silberhorn zu übernehmen, aus welchem im Lauf der Jahre das Musteretablissement Hotel Kurhaus Mürren entstand, dem sich in reichem Kranze die spätern Hotels angliederten. Wenn Mürren zur berühmten Bergstation geworden, so ist das zu gutem Teil dem Dichter zu verdanken, der stets aufs neue die Unvergleichlichkeit des Ortes gepriesen. An die hundertmal ist er den Weg zu allen Jahreszeiten hinaufgepilgert; er hat den Sommer dort oben gesehen, der seine Farbenpracht verschwenderisch über die Bergmatten streut, aber auch den Winter, wenn der Pfad nicht zu finden war und mühsam mit Eispickel und Steigeisen gebahnt werden mußte. Oftmals hat er der Gefahr ins Antlitz geschaut und einmal auch der Todesgefahr, als er bei solcher Wanderung an jäher Felswand auf dem durcheisten Boden ausgeglitten und dem Abgrund zugerutscht war, wo ihn im letzten Moment des Sturzes die Geistesgegenwart einen aus Schnee und Eis herausragenden Lattenpfahl fassen ließ. „Wie oft habe ich seither“, fügt der Dichter bei, „denselben Weg in fröhlicher Begleitung zurückgelegt. Nie aber gehe ich dort vorüber, ohne daß die Fröhlichkeit in meinem Herzen einem sinnenden Ernste weicht, und für immer und immer wird jene Stelle ein laut mahnendes memento mori für mich bleiben.“ Winter in den Alpen! Zu Halders Zeiten wußte man noch nichts vom Schneesport und Winterkuren. Da war's einsam und still droben in den Bergen, und gerade diese unberührte Einsamkeit mit ihrem grandiosen Schweigen tat es dem Dichter an, und so hat er denn mehrmals dort oben Weihnachten gefeiert, gefeiert im vollsten Sinne des Wortes! „Wohl ist es schön, im stillen, von frommen Menschenhänden erbauten Tempel seine Seele zu Gott zu erheben, mit der ganzen Gemeinde zu ihm zu beten, dem Worte des Heils zu lauschen, das uns dort verkündet wird und im lauten Chor den Herrn des Himmels zu lobpreisen; aber feierlich auch ist es, auf himmelhoher Zinne, angesichts jener gewaltigen Riesenzeugen einer ewig unerforschlichen Allmacht, allein, von keines Menschen Laut gestört, im eignen Herzen Einkehr zu halten. Das sind Weihestunden, wie wir sie geheiligter weder bei den ergreifenden Tönen der Orgel, noch im stillen Kämmerlein durchleben können . . . . .“ Dem lieben Mürren ist darum in

den Bergfahrten der größte Raum gewidmet, der Dichter trug dem Ort für all die schönen und erhabenen, fröhlichen und heiteren dort verlebten Stunden seine Ehrenschuld ab.

Als humoristischer Anhang zur „Bergluft“ erschien im Jahrgang 1883 der „St. Galler Blätter“ eine kleine Geschichte: „Auch eine Bergreise“. Sie erzählt in Briefform den Ausflug einer Berliner Familie auf die Interlakner Heimwehfluh, der nach mannigfachster Zurüstung, als ob das Hochgebirge bestiegen werden müßte, auch glücklich unter viel Beschwerden zustande kommt. In der Häufung von Komik und Witzen ist des Guten fast etwas zu viel getan, und man begreift den Dichter, wenn er diesen Schwank nachher keiner weitern Veröffentlichung mehr würdig erachtet hat, wohl in dem Gefühle, an die Grenze erlaubter Komik gelangt zu sein. Hatte er doch bereits eine andere ungleich bedeutendere Erzählung in Arbeit, die noch im selben Jahre ebenfalls in den „St. Galler Blättern“ ihren ersten Abdruck erfuhr, „Die Stiefelchen, oder was sich in Interlaken alles treffen kann“. Von der Tatsache ausgehend, daß auf einem internationalen Fremdenplatze wie Interlaken, wo Jahr für Jahr die Wege Tausender sich kreuzen, der Zufall eine gar ausgiebige Rolle spielen und zu wundersamer Verknüpfung abenteuerlicher Begebenheiten führen könne, formt der Verfasser eine aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzte Geschichte, in die er sich und seine Gattin ausgiebig mitverwoben hat. Zwei junge Liebespaare, die sich schon längst teuer gewesen, aber durch die Ungunst der Verhältnisse scheinbar für ewig auseinandergebracht worden sind, werden durch den Zufall in diesem Kurorte wieder zusammengeführt und nach mancherlei Gefahren und hemmenden Fügungen zuletzt doch noch dauernd vereinigt. Aber sie bekämen sich nicht ohne die zierlichen Stiefelchen des ehrsamen Schuhmachermeisters Cornèle aus Dax in Frankreich, die einer der beiden jungen Damen angehören und gleichsam die Vermittlerrolle des Schicksals zu spielen bestimmt sind. Es geht, wie gesagt, oft etwas bunt her in dieser sonst leicht und flüssig geschriebenen Erzählung; der deus ex machina spielt eine fast unheimliche Rolle; mit den psychologischen Motivierungen darf man es nicht zu genau nehmen, und auf feinere Charakterzeichnung seiner Figuren verwendet der Dichter just nicht viel Arbeit. Aber man begreift doch, wenn nichtverwöhnte Leser noch heute Freude an dieser Art leichtwiegender Fabulierkunst haben, findet man doch alles drin, was man billigerweise von solcher Alltagskost verlangen darf: eine an Spannungen und Verwicklungen reiche Handlung, beweglichen, abwechslungsreichen Stil und gesunden Humor. Im Vorwort hat sich der Verfasser ausdrücklich dagegen verwahrt, eine Reklamegeschichte für Interlaken zu schreiben, und man muß ihm zugestehen, daß er dieser Verlockung, so nahe sie für ihn lag, widerstanden hat; aber deswegen flicht er doch dann und wann ein fein abgetöntes und malerisch wirksames Naturbild jener Gegend ein, das einen schon durch seine Schlichtheit gefangen nimmt, und gern knüpft der Dichter daran eine Bemerkung persönlichster Empfindung. Wie hübsch heißt es einmal von einem schönen Sommerabend in Interlaken:

„Der wonnige Abend lockte die kleine Gesellschaft hinaus auf den Balkon, der durch eine Glastüre mit der Potentatenstube in Verbindung stand. (Gemeint ist Halders eigene Stube zu Matten.) Hier bot sich ihnen jenes herrliche Schauspiel, dessen Zauber schon so viele Tausende in heiliges Staunen versetzt, während hunderttausend andere, vom Zufall weniger begünstigt, sich wochenlang vergeblich nach dessen Anblick gesehnt:

vom wärmsten Alpenglühen umflossen, tauchte der stolze Pyramidenbau der Jungfrau sein Haupt in feierliche Stille tief ins Blau des Abendhimmels hinein. Welche Pracht! Diese milde und doch so feurige Goldflut über die weiten Firn- und Eisfelder hingegossen!

„Dorje und Elise fanden keine Worte, um ihrem Gefühle Ausdruck zu geben, und selbst Marschner, dem das Schauspiel doch nicht gerade etwas Neues war, vermochte sein Auge nicht davon abzuwenden.

„Und soll dies alles wirklich nur der Abglanz der scheidenden Sonne sein? Mir scheint es, als hätte sie selbst sich mit ihrem Golde auf jene Höhen und Abgründe hingelagert", sprach endlich Dorje und wandte sich fragend an Marschner.

„Die Gelehrten streiten sich über das eigentliche Wesen der Erscheinung, doch verstehe ich mich nicht auf ihre studierten Redensarten", entgegnete dieser; „sie sprechen von Reflexen von Wasser, Luft und Dunst und Schnee, vom Brechen der Lichtstrahlen, und dabei brechen sie sich die eigenen Köpfe, um schließlich zu staunen und zu bewundern, wie auch wir andern einfältigen Menschenkinder es tun. Ich weiß, es ist töricht von mir, aber es tut mir oft im Herzen wehe, wenn ich die Schönheiten der Gotteswelt so analysieren und Stück für Stück erklären und beweisen höre; lieber betrachte ich die Wunder der Schöpfung durch den duftigen Schleier der Poesie oder Sage, als unter dem Seziermesser des klügelnden Verstandes. . . ."

Auch manch ehrlich offenes Wort persönlicher Überzeugung hat der Dichter in die Erzählung verflochten, so, wenn es gilt, einen offenkundigen Übelstand zu beleuchten, wie beispielsweise die zudringliche Bettelei im Berner Oberland, deren stärkste Veranlassung er allerdings im Verhalten der Fremden selbst sieht, weil die sich immer wieder verleiten lassen, die Bettler zu erhören und abzulohnen, und so die schönsten Erlasse der Obrigkeit zuschanden machen. Da Halder in dem Interlaknerbürger Marschner sich selbst porträtiert hat, gewinnt man für sein Leben jener Tage wertvolle Anhaltspunkte, denn er liebte es, Selbsterlebtes unter leichter Verschleierung in der Dichtung mitzuverwenden.

Eine andere kleinere Erzählung, „Das Schwesternbänkle", deren Abfassung den letzten Jahren von Halders St. Gallerzeit angehört, knüpft ebenfalls an Interlaken an und erzählt in ermüdender Breite, wie zwei Schwestern durch die Ungunst des Schicksals auseinandergerissen und erst nach langer Trennung und wunderbaren Erlebnissen glücklich wieder an einer im Rugenpark bei Interlaken gelegenen Bank zusammengeführt werden. Die Novelle verrät schon bedenkliche Spuren des alternden Dichters; einesteils ermüdend weitschweifig, sucht sie auf der andern Seite den Mangel innerlicher Vertiefung und feinerer Charakterisierungskunst durch möglichste Häufung von Erlebnissen zu ersetzen, getreu dem Rezepte des Theaterdirektors in Goethes Faust-Vorspiel: „Besonders aber laßt genug geschehn". Und wenn der Dichter nicht mehr ein und aus weiß, bringt der stets verfügbare Zufall alles wieder ins richtige Geleise. Es ist auffällig, wie oft Halder in seinen Dichtungen das Sichwiederfinden in stets neuen Variationen als Stoff benützt hat. Nicht nur die frühen drei dramatischen Kleinigkeiten, sondern auch „Die Stiefelchen" und „Das Schwesternbänkle" bauen sich auf diesem Motive auf, fast als ob der Dichter sich später nicht hätte genug daran tun können, das Glück einer nach langer Trennung doch noch erfolgten Wiedervereinigung auszumalen. War es ihm doch versagt geblieben, einen größern trauten Familienkreis seiner Lieben zu genießen, nachdem ihm die meisten Kinder so früh entrissen worden und das einzig ihn überlebende so traurige Rückkehr zur Heimat fand.

Eine dritte Novelle, „Der Teufelstritt bei Mürren“, ihren Inhalt aus einer alten Berner Oberländer Sage schöpfend, hat Halder bis in die letzten Wochen seines Lebens beschäftigt, zu einer Zeit, als er längst die Gedanken nicht mehr selbst zu fixieren imstande war. Sie ist unvollendet verloren gegangen und war nach dem Urteil einer Freundin Halders mehr nur noch dazu da, in ihrem Entstehen den Erblindeten über so viele Stunden dunkler Beklemmung und peinigender Einsamkeit hinwegzuführen. Weder sie noch die vorige Erzählung kann das Bild des Dichters und sein Schaffen nach irgend einer Seite ergänzend beleuchten.

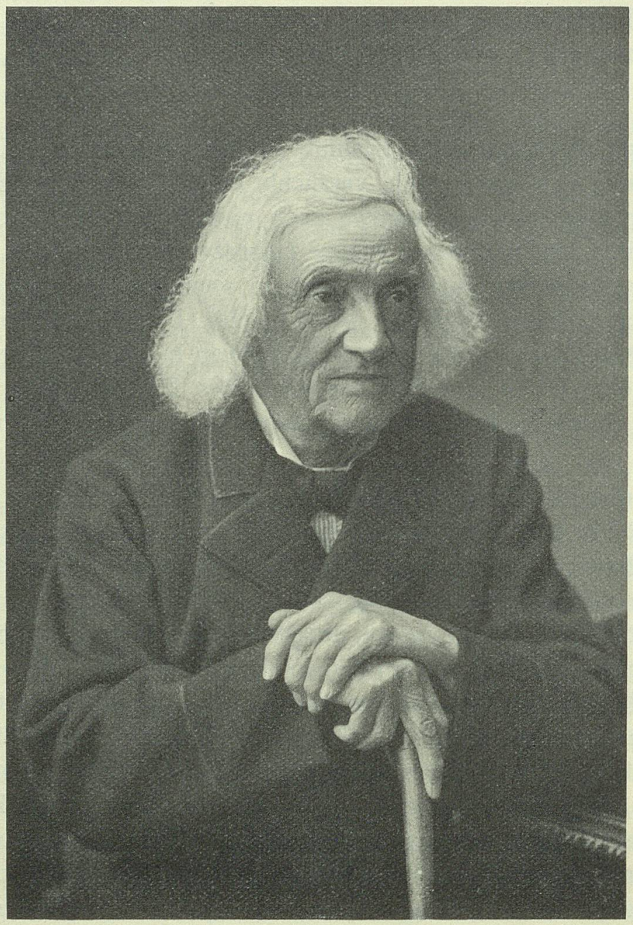
* * *

Mit dem Ende des Jahres 1886 erlahmte Halders dichterisches Arbeiten; die Erblindung war vollständig geworden. Wohl versuchte er mit Hilfe eines Blindenlineals, dem die Hand langsam folgte, seine Gedanken noch niederzuschreiben, aber es war vorerst niemand da, der ihm nachher dieses krause Gekritzel entziffert hätte. Seine Gattin mit ihrem ebenfalls geschwächten Augenlicht war am wenigsten dazu imstande. Freilich half ihm seine 14jährige Enkelin, so gut es gehen mochte. Da war es denn zu seinem Glücke, daß Halder eine geduldige und aufopfernde Sekretärin in Frau A. Guggenbühl-Kürsteiner fand, die in selbstloser Weise ihre freie Zeit dem alten Manne opferte. In einem kleinen Tagebuch hat sie einige Momente jener ein halbes Jahr umspannenden Samariterzeit festgehalten.

„Mit Ausnahme des Sonntags“, heißt es da unterm 4. Oktober 1887, „bin ich nun täglich von 10—12 Uhr bei Herrn Halder. Ich fühle mich durch die Beschäftigung wirklich befriedigt. Der Blinde freut sich, daß er drauflos fabulieren darf, und schreibt mit Hilfe seines Lineals, so viel er kann und mag . . . . . Wie freut sich der Alte dann, wenn ich ihm einen entzifferten Bogen reiche, indem ich die fehlenden Schriftzeichen eingezeichnet und etwelche Korrekturen am Rande vorgemerkt habe. Seine zitternden Hände streichen liebevoll über das Blatt, und er ruft freudig: Gerettet, gerettet . . . . . Es ist nichts Hervorragendes, aber es hat doch schon seinen Zweck erfüllt, wenn es seinem Autor spinnend über viele Stunden sonst schreckhaft dunkler Langerweile hinweghalf. Nur selten fügen sich die Gedanken in die bestimmten Formen der Poesie; er fühlt es selbst, daß mit dem Mangel der äussern Eindrücke, mit dem Fehlen der Genüsse schöner Anblicke und durch das gänzliche Losgelöstsein von allem gesellschaftlichen Verkehr und der damit verbundenen geistigen Anregung auch sein liebliches Talent leise einschlummert . . . .“

Das Jahr 1887 brachte dem Greise noch zwei Lichtpunkte: einmal den Tag der goldenen Hochzeit mit ihr, die nach kurzer Trennung sich doch wieder zu langem, getreuem Ausharren mit ihm vereinigt hatte und ihm des Lebens Nöten treulich tragen half. Und wenn es auch nicht in Susanna Halders Natur lag, ihrem Gatten durch liebevolles Wesen das Drückende seiner Lage weniger fühlbar zu machen, — denn sie war und blieb eine wortkarge und verschlossene Frau, — so hat sie es doch allzeit treu mit ihm gemeint, so daß er selbst, für jeden kleinsten Liebesdienst rührend dankbar, von ihr sagen konnte: „Sie war keine von jenen Frauen, die mit süßer Miene und fließender Rede alles, was sich ihr nahte, von vornherein zu gewinnen suchte; sie hatte nicht, wie man's heißt, das

Herz auf der Zunge, aber was über ihre Zunge kam, das kam, man fühlte es, von Herzen.“ Von allen Seiten waren ihm an jenem Tage Beweise frohen Gedenkens und Erinnerns zugeflogen, und das tat dem Einsamen wohl. Auf Weihnachten aber erschienen im Fehrschen Verlage als Auswahl aus seinen Werken die „Gedichte in Schriftsprache und Mund-



Phot. Gebr. Taeschler. Arnold Halder.

art“. Nun konnte er nicht mehr ganz vergessen werden; einen bescheidenen Denkstein seines Erdenwallens hatte er gesetzt; denn da und dort, so hoffte er, würde doch eines seiner Lieder einen Freund finden, mehr wollte er nicht.

Und prägt auch eins nur meiner Lieder
Sich tief in einem Herzen ein,
Und hallt in ferner Zeit dort wieder,
Es wär' mein schönster Leichenstein!

Von dieser Zeit an ging es ziemlich rasch bergab. Ein Blasenleiden bereitete ihm zeitweise große Schmerzen, die er aber mit Geduld und, um seine Lieben nicht zu ängstigen, selbst mit Humor zu ertragen suchte. „Die Kälte und Härte der Jahreszeit," heißt es unterm 20. Januar 1888 im Tagebuch der Freundin, „setzt dem greisen Dichter zu, wohl mehr als er sagt, denn er ist ein stiller Dulder. Manchmal fesseln ihn Schmerzen ans Bett, und statt zu schreiben, verplaudern wir die Zeit, oder ich bringe etwas Nettes zum Vorlesen . . ."

3. Februar 1888. „Heute haben wir den Sudel der kleinen Novelle: „Der Teufelstritt bei Mürren" vollendet. Der Inhalt entspricht einer alten Sage. Die Arbeit trägt leider deutlich die Spuren geistiger und körperlicher Lebensmüdigkeit . . . ."

5. März 1888. „Draußen Sturm und drinnen Friede! ist das Motto meines heutigen Besuches beim alten, gebrechlichen Freunde. Er fühlt es selbst, es geht abwärts mit ihm. Heut' hat er mich mit einem Vierzeiler überrascht.

Mir ahnt, wenn ein jung' Leben
Da unten Einzug hält,
Ein altes dann hier oben
Nimmt Abschied von der Welt.

Ich denke, seine Ahnung täuscht ihn nicht. Vater Storch wird auf Ostern im Parterre des von Herrn Halder bewohnten Hauses erwartet, und ich möchte fast sagen: Ich hoffe, daß meinem alten Kameraden zu Ostern in lichten Höhen die jetzt so dunkeln Augen für ewig in dem von ihm so heiß ersehnten Lichte aufgehen mögen! . . . ."

4. April 1888. „Wir setzen unsere Plauderstündchen noch täglich fort. Ich muß die Seelengröße dieses stillen Dulders immer aufs neue bewundern. Er weiß, der Frühling naht, und er bat mich, ihm heute einige Frühlingslieder zu lesen. Er lauschte andächtig, und als ich ihm zum Schluß noch Mendelssohns Lied sang: „Der Frühling naht mit Brausen", da weinte der Blinde still vor sich hin und es wurde uns beiden weich ums Herz. Und wie er mir dankte! . . . ."

Dann aber trat eines Tages der große Sorgenbrecher an sein Lager und führte ihn leise hinweg.

Am Abend des 23. Aprils entschlummerte Halder sanft und ruhig, ohne daß sich Anzeichen des nahen Endes gezeigt hätten. Was er einst im Liede gesungen, nun war er darüber zur Klarheit gelangt:

Wo's immer sei, uf alle Erdewege,
Wenn mer der Heimatgrueß entgegechlingt,
So isch es mer, es sei en Himmelssege,
De treu und lieb ei Herz dem andre bringt.
Wie mueß's erst sii einst i der Ewigkeit,
Wo so mang's Lieb's eim neu „Gott grüezi" seit?

Am Grabe sang ihm der „Frohsinn", des alten Präsidenten und seiner Verdienste dankbar eingedenk, Silchers bekanntes: Stumm ruht der Sänger, dessen Ohr gelauschet hat an

andrer Welten Tor . . . Johannes Brassel aber gedachte in warmgefühltem Abschiedswort des Greises, der bis ins hohe Alter hinauf sich sein Kinderherz und den frohen Kindersinn zu erhalten gewußt und dem die Stürme des Lebens, so hart sie ihn auch gebeugt, die Lebensfreudigkeit doch nicht zu erschüttern vermocht hatten.[1]) Fünf Jahre später folgte ihm seine Gattin im Tode nach.

* * *

Es ist ein einfach Stück Menschenleben, das sich vor uns abgerollt hat, und schlicht wie das Leben, war auch das Schaffen Arnold Halders. Für die deutsche Literaturgeschichte werden seine Werke kaum je von Bedeutung sein, viel weniger als die jener schweizerischen Kleindichter, die sich in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts im schweizerischen Almanach „Alpenrosen" ein Stelldichein gaben.[2]) Und doch erinnert er in so manchem an jene. Auch er, kein Berufsdichter, greift nur zur Feder, um zu eigner Erbauung aus innerm Bedürfnis heraus seine Empfindungen und Eindrücke festzuhalten. Ihm ist der Umgang mit der Muse eine Erholung in der Eintönigkeit des Werkeltags, und wenn er schreibt, so geschieht es ebenfalls nicht um klingenden Mammon. Weltbewegende Ideen haben ihn nie erfüllt; von den großen, geistigen Errungenschaften der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts ist in seinen Poesien nicht der mindeste Niederschlag zu spüren; selbst eine Einwirkung der von ihm besonders geschätzten Dichter Jean Paul, Reuter und Scheffel ist kaum nachweisbar. Gipfelkunst muß man bei ihm nicht suchen. Trauliche und beschauliche Kleinarbeit ist sein poetisches Schaffen. Aber die Dichtung ist ihm doch eine lebendige Macht, und von dieser Macht erfüllt zu sein, hat er das wohltuende Gefühl, das ihn beglückt und beseligt. Und gerade die heimelige und naiv-kindliche Auffassung der Erscheinungen des Lebens, die vor allem in seinen Dialektgedichten Ausdruck gewinnt, hat ihm dort den Dichternamen eingetragen, wo man den Poeten in erster Linie nach der Gemütswirkung einschätzt, die er auf andere auszuüben vermag, — beim Volke. Halder selbst hat für sich den Dichternamen bescheiden abgelehnt:

Ich weiß ja wohl, ich bin kein Dichter,
Und werde nie es sein,
Nicht mit dem Nürenbergertrichter
Gießt man die Gabe ein.
Mit Reimeschmieden ab sich mühen
Macht den Poeten nicht,
Und tausend kleiner Fünklein Sprühen
Gibt noch kein Sonnenlicht . . . .

Aber das Gefühl, was nach Goethe den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz, das besaß er. Und wenn er selbst auch das Unzulängliche

[1]) Abgedruckt im „Tagblatt der Stadt St. Gallen" vom 26. April 1888. Nekrologe erschienen, soweit mir solche zu Gesichte gekommen sind: „Tagblatt der Stadt St. Gallen" vom 27. April; „Oberland" vom 28. April; „Die Alpenwelt", Nr. 3 und 4: „Das Alphorn", Nr. 48; „Schweizerisches illustriertes Sonntagsblatt", Nr. 12 u. 13, denen ich dankbar manch biographischen Zug entnommen habe. Das Beste, was über Halders Schriften gesagt ist, findet sich in der kurzen Charakteristik O. Fässlers zur 2. Auflage der Gedichte. (Siehe Anhang.)

[2]) Vergl. Ludin: Der schweizerische Almanach „Alpenrosen" und seine Vorgänger 1780—1830. Zürich 1902. S. 154 uf.

seines poetischen Schaffens herausfindet und gelegentlich in rührender Treuherzigkeit an seinen Freund, den Dichter Vogel von Glarus schreibt, wie sehr ihm dessen kleine Gedichte ein Weh im Herzen erweckt, weil sie ihm gezeigt hätten, wie er's auch machen sollte, aber nicht könne, so sind ihm seine Lieder doch ans Herz gewachsen, wie ein Vater seine Kinder liebt, mögen sie auch noch so unvollkommen sein. Die Stunde, wo sie geboren werden, ist ihm ein erhebender Augenblick.

Das ist doch die schönste, die süßeste Lust,
Wenn im Herzen das Lied sich gestaltet,
Was leise sich regte in wogender Brust,
Zum Sange sich jubelnd gestaltet. . . . .

Nicht jedem sind Schwingen zum mächtigen Flug
Hoch über die Wolken gegeben,
Es fühlet so mancher sich glücklich genug,
Still träumend im Tale zu leben.
Und fehlt dir der Sonne hellglänzendes Licht,
Verschmähst das bescheidene Lämpchen du nicht.

Und Lämpchen seid ihr, ihr Lieder mein,
Nicht geschaffen, um fernhin zu zünden,
Im stillen, im einsamen Kämmerlein
Da nur würdet Freunde ihr finden.
Doch seid ihr auch nicht für die weite Welt,
Um so werter mein eigenes Herz euch hält.

Diese Bescheidenheit auch in allen andern Dingen ist ein hervorragender Zug Halderschen Charakters. Nie hat er sich vorgedrängt, anderer Talente immer neidlos anerkannt und sich mit dem Platze beschieden, wohin ihn das Schicksal gestellt. Sein leichter Sinn, ein so sonniges Erbteil er auch sein mochte, hat ihn ja gelegentlich dazu geführt, das Leben allzuleicht zu nehmen, und bitter hat er dafür büßen müssen. Aber verbittert hat es ihn nicht; schrille Dissonanzen klingen in seinen Liedern nie an; die Welt ist ihm deswegen nicht weniger schön vorgekommen, ob er auch später nicht auf Rosen gebettet war. In dieser Heiterkeit des Gemütes, in dieser sonnigen Lebensbejahung aber wurzelte auch seine Güte. Wo er helfen konnte, da tat er es; wo es ihm möglich war, einen zu fördern, so unterließ er es nicht. Im Sonderbundskriege hatte er in Zug die mit Kindern reichgesegnete, wenigbegüterte Familie Sidler kennen gelernt und war sofort bereit, einen der Söhne zu sich zu nehmen, den er denn auch zu St. Gallen in seinem Geschäfte eine tüchtige Lehre durchmachen ließ und in seinem Hause erzog. Später hat Eduard Sidler 1862 die wieder aufgebaute Tapetenfabrik übernommen und weitergeführt und war nach Halders Tode der Witwe ein stets dankbarer und treuer Berater. Und wie war Halder in Interlaken ein Helfer allen denen, die sich ihm in diesem Sinne nahten. Wie stand sein einfaches Mattenhaus allen offen. Er schätzte die Menschen nicht nach dem, was sie darstellten, nicht nach Gut und Würde, sondern nach ihrem Charakter, nach dem Herzen, wie er es auch für sich selbst von andern forderte. Mochte die Welt von ihm denken, was sie wollte, wenn sie ihn nur als Menschen gelten ließ.

Den Geist, den mögt ihr mir schelten;
Mein poetisches Schifflein nennt leck;
Aber eines lasset mir gelten:
Das Herz sitzt am richtigen Fleck.

Aus dieser Güte aber geht seine Weltfreude hervor. Er, der mit reinem Herzen durchs Leben geschritten, keinem etwas Übles angetan, war auch leicht geneigt, vor allem das Gute in der Welt zu sehen, die ihm bis zuletzt als herrlicher Wunderbau vorkam, drin sich die Güte des Vaters täglich neu offenbare. Seine Herzensreinheit ist zugleich Gottgläubigkeit, daran er in treuem Sinne zeitlebens festgehalten. Von der Liebe und Allmacht des großen Schöpfers reden seine Dichtungen, und in so manchen Liedern klingt immer wieder das Trostwort auch in schlimmen Stunden durch: was Gott tut, das ist wohlgetan. Freilich ein starr am Buchstaben haftender Bibelgläubiger, ein Blindverehrender war Halder nicht. Mit Wundertaten durfte man ihm nicht kommen, und es ist charakteristisch, was er einmal von seinem Freunde Bion geschrieben: „Er war durch und durch, aber frei religiös; er, der fühlende, denkende, alles Edle willig und freudig in sich aufnehmende Maler, der der Natur alle ihre Schönheiten so sinnig und treu abzulauschen verstand, sah in jedem Baume, in jedem Grashalme des Wundervollen genug; er bedurfte keiner andern Wunder mehr, die, wenn auch noch so hochpoetisch, doch im Widerspruche mit der gewöhnlichen Ordnung der Dinge stehen und unserer Vernunft unbegreiflich sind; ihm war Jesus größer und mehr zur Nachahmung ermunternd, seit er ihn sich als Mensch und nicht als Gottes Sohn im buchstäblichen Sinne des Wortes dachte. Gar oft bildete dieses Thema, zu dem er immer gern zurückkehrte, unser Gespräch, das freilich keine Debatten hervorrief, indem unsere Gesinnungen sich immer auf halbem Wege entgegenkamen.“[1]) Die Frucht dieser Unterhaltungen aber ist das um jene Zeit der spätern Freundschaft mit Bion entstandene Gedicht Halders, das zugleich auch seinen Glauben dokumentiert:

Ich glaub' an Gott und seine Vaterliebe,
An seine Allmacht und Allwissenheit;
Ich glaub' an Gott, und wenn sonst nichts mir bliebe,
Mein Glaube schützt und trägt mich allezeit.

Ich glaub' an Christum und an seine Lehre;
Ich glaub' an seinen reinen Lebenslauf,
Doch daß ich Gottes Sohn in ihm verehre,
Nein, Wunderglauben drängt mir keinen auf.

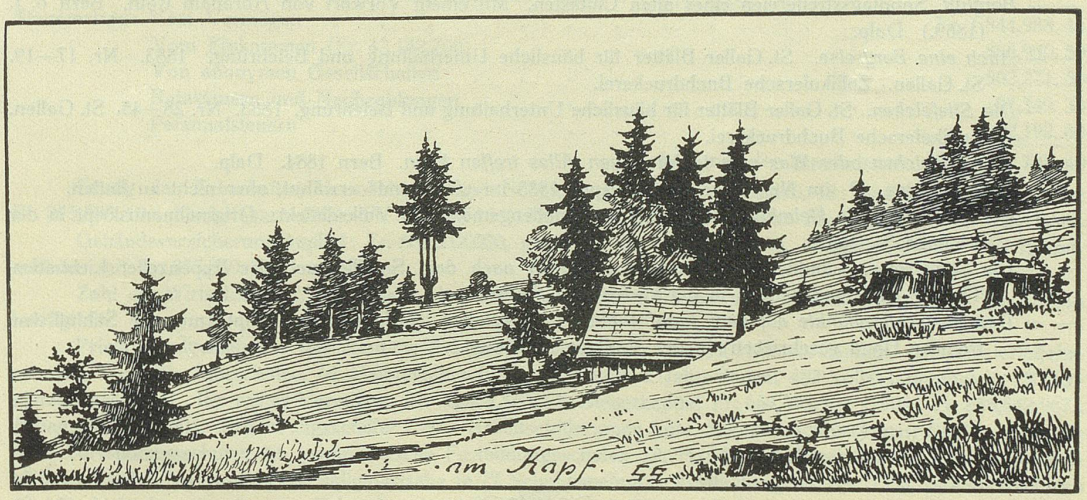
Daß er es sei, ward wohl dem Kind gelehret,
Das Ohr vernahm's, doch tiefer drang's nicht ein;
Und seit mein Herz ihn nur als Mensch verehret,
Fühl' ich mich doppelt stolz, ein Christ zu sein.

Ich glaub' an ewige Naturgesetze,
Aus deren jedem Gottes Weisheit spricht;
Doch daß er selbst durch Wunder sie verletze,
Das glaub' ich nicht!

[1]) Buff: A. a. O. S. 17.

Gottgläubigkeit und Weltfreude, Herzensgüte und Menschenliebe aber zusammen bedingen als Resultat jenen sonnigen Humor, dessen sich Halder als köstlicher Gabe freuen durfte, jenes Gefühl, das die Gegensätze von Trauer und Heiterkeit, von Wehmut und Frohsinn zur Harmonie löst und selbst über die dunkeln Mächte des Lebens noch zu lächeln vermag, wenn auch unter Tränen. Denn der Humor ist eben keine Gabe des Geistes, sondern des Herzens. Glücklich der Mensch, und glücklich vor allem der Dichter, der etwas davon in die Wiege gelegt bekommen hat.

Kein großer nationaler Poet war mit Arnold Halders Tode von hoher Warte gestiegen; keine weithinzündende Fackel der Hand ihres Meisters entglitten; nur ein bescheidenes Licht war erloschen; ein kleiner Lokaldichter hatte sein schlichtes, treu verwaltetes Priesteramt im Dienst der Muse niedergelegt; aber ein herzensguter, liebenswürdiger Mensch war in ihm zu Grabe gegangen, der in der angestammten Heimat gewurzelt, in ihrem Nährboden sein Bestes gefunden und es in Liedern ausgemünzt hat, so daß diese Heimat sich wohl hin und wieder dankbar ihres Sohnes erinnern darf.



Halders Schriften.

Halder Arnold: *Kleine poetische Versuche* (ohne Namen des Verfassers). St. Gallen 1836. Huber & Co.

— — *Vergißmeinnicht.* Poetische Freundesgabe. St. Gallen 1838. Huber & Co.

— — *Reimereien in Appenzellischer und St. Gallischer Mundart.* Zweite Auflage der poetischen Versuche. St. Gallen 1854. Huber & Co.

— — *Reimereien in Appenzellischer und St. Gallischer Mundart.* Dritte, vermehrte Auflage. St. Gallen 1884. Huber & Co. (E. Fehr).

— — *Gedichte in Schriftsprache und Mundart.* St. Gallen 1888. Huber & Co. (E. Fehr).

— — *Gedichte in Schriftsprache und Mundart.* Mit einer Charakteristik des Dichters von Oskar Fäßler. Zweite, vermehrte Auflage. St. Gallen 1897. Fehr.

— — *Humor und doch wohr.* St. Galler G'spröoch b'im Aarocke vom Eidgenössische Sängerfest 1886. St. Gallen. F. B. Müller, o. J.

— — *Eine Bergfahrt von Interlaken aus über die Engstlenalp auf den Juchistock oder Neunälpler.* St. Galler Blätter für häusliche Unterhaltung und Belehrung. 1865. Nr. 45, 48, 53 u. 57. St. Gallen. Zollikofersche Buchdruckerei.

— — *Ein Besuch bei den Herren im Roththal.* Sonntagspost. Red. von Dr. Roth. Bern 1868. Nr. 10 u. f.

— — *Bergluft.* Sonntagsstreifereien eines alten Clubisten. Mit einem Vorwort von Abraham Roth. Bern o. J. (1869.) Dalp.

— — *Auch eine Bergreise.* St. Galler Blätter für häusliche Unterhaltung und Belehrung. 1883. Nr. 17—19. St. Gallen. Zollikofersche Buchdruckerei.

— — *Die Stiefelchen.* St. Galler Blätter für häusliche Unterhaltung und Belehrung. 1883. Nr. 28—45. St. Gallen. Zollikofersche Buchdruckerei.

— — *Die Stiefelchen oder Was sich in Interlaken Alles treffen kann.* Bern 1884. Dalp.

— — *Schneestürme.* ? Im Nekrologe vom 4. April 1888 im „Oberland" erwähnt, aber nicht zu finden.

— — *Qui vit?! oder die Heimkehr.* Ein heiteres Familiengemälde im Volksdialekt. Originalmanuskript in der Vadiana St. Gallen.

— — *Die Säntisreise.* Ländliches Schauspiel. Abschrift nach dem Soufflierbuch der Appenzeller Liebhaber-Theater-Aktiengesellschaft in der Vadiana St. Gallen.

— — *Das Schwesternbänkle auf dem Jungfraublick in Interlaken.* Original-Manuskript (nur der Schluß von fremder Hand geschrieben) in der Vadiana St. Gallen.